Mitauische

Monatsschrift.

Januar, 1784.



Mitau,
gedruckt bey J. F. Steffenhagen, Hochf. Hofbuchdrucker.

Plan und Absicht dieses Journals.

In unsern schreibsüchtigen Tagen mangelt es, zur Unterhaltung des teutschen Publikums, an Lesblättern aller Art nicht; jede Provinz und jede große Stadt Teutschlandes hat eigne Zeitschriften; man murrt über ihre Menge und greift doch immer gierig nach neuen; die Bedürfnisse des leselustigen Haufens fordern von Tag zu Tag abwechselndere Befriedigung; die Lektüre macht nun einen wichtigen Theil des neuern, herrschenden Luxus aus, und gewisse Bücher sind eine Modewaare worden, die Fabrikant, Verkäufer und Käufer, nach der Laune des Tages zu verarbeiten, auszubringen und zu würdigen wissen. In Teutschland, wo nun alles lieset, was Augen hat, fängt man doch allmählich an, die Last dieses ekelhaften Ueberflusses zu fühlen; man betrachtet das Bücherwesen schon als ein Gewerbe; der Ruhm der Autorschaft wird bey dem ungestümen Zudrängen der schreibenden Menge immer

mer unbedeutender, und das Verhältniß zwischen Autor und Leser, zum Nachtheile des erstern, bedenklich. Doch verliert dieser übervolle Strom der Schreiberey sich meist nicht weit von seinem Ursprunge; der Mittelpunkt Teutschlands, von wannen er ausgeht, verschlingt ihn großentheils wieder; je weiter davon, desto schwächer ist sein Zufluß: viele Stellen der äußersten teutschen Grenzen berührt er kaum. — Jede Provinz hat ihren eignen Geschmack, ihr eignes Interesse, eignes Bedürfniß; was in der einen mit Enthusiasmus aufgenommen und verschlungen wird, das wird in der andern oft kaum bemerkt. Vieles kommt auch aus der einen nicht in die andere, und was in Wien Aufsehn macht, sehen in Berlin nur wenige, und diese wenige finden es vielleicht unerheblich. So viel kostet es, bey der itzigen Lage der Sachen, in gewisser Hinsicht, für das ganze teutsche Publikum schreiben zu wollen: der ist glücklich, der, wenn er in einem kleinen Kreise nur einigermaßen als Schriftsteller Unterhaltung und Nutzen stiftete, über der andern Beyfall, oder Tadel, unbekümmert seyn kann. —

In unserm Lande fehlt es an Lektüre nicht;

auch

auch dieser Zweig des Luxus hat sich seit wenigen Jahren mächtig unter uns ausgebreitet; aber zu verwundern ist es, daß wir bisher so wenig bedacht gewesen sind, uns aus eignen Mitteln unter einander selbst zu versorgen; zumal da der rohen Produkte, die wir alle zu verarbeiten hätten, nicht wenige sind, und unsre nächsten Nachbaren schon lange zur Nacheifrung uns reizen konnten. — Aber wir sind zu gleichgültig gegen alles Einheimische, gleichgültig gegen einheimische Begebenheiten, einheimische Verdienste, einheimische Vortheile und einheimischen Witz. Wir trauen uns selbst zu wenig zu, und achten nur, was ausländisch ist. Wir nehmen herzlichen Antheil an alle den großen Revolutionen, die der menschliche Geist in unserm außerordentlichen Jahrhunderte hervorbringt, ohne recht Lust zu fühlen, zu unserm Wohl und unsrer Ehre, nach Vermögen, mit einwirken zu wollen: wir bewundern die kühne Freymüthigkeit, mit der auswärtige Denker über die wichtigsten Gegenstände des menschlichen Wissens und Lebens reden und schreiben, und finden es doch waglich und gefährlich, in unserm kleinen Zirkel gegen einander öffentlich

lich freymüthig zu seyn. Und diese Gleichgültigkeit Unthätigkeit und Zurückhaltung ist nicht neu, sondern von alten Zeiten her unter uns eingewurzelt. In manchen Fällen empören wir uns sogar wider alles Neue, wenn es einen aus unsrer Mitte zum Urheber hat, mit unverzeihlicher Härte. Daher die große Armuth an einheimischen Schriftstellern; daher die Furchtsamkeit unsrer guten Köpfe, mit ihren Talenten unter ihren Brüdern geschäfftig zu seyn.

Es ist fast eine Schande, daß, seitdem Kurland ein Herzogthum ist, beynahe Niemand unter uns die Geschichte des Vaterlandes mit Ernst hat bearbeiten wollen, und daß Fremde, die Kurland nie gesehen haben, wie Thunmann und Wagner, u. a. uns auf dieser ehrenhaften Laufbahn zuvorgekommen sind. Noch übler ists, daß uns die mühevollen Sammlungen einiger Patrioten, die nicht immer und überall sich noch einmal aufnehmen lassen, und die wir als kostbare Schätze für einen künftig zu hoffenden Geschichtschreiber aufbewahren mußten, durch eigne Fahrläßigkeit entrissen sind. So brannten zum Ex. des wackern Samuel Rhanäus

näus*) mit unsäglicher Mühe gesammlete Handschriften zu einer vollständigen Geschichte Kurlands nach seinem Tode, sammt und sonders, im Sessauischen Pastorate im Feuer auf, und Weygands **) noch voluminösere Sammlungen wurden bald nach seinem Ableben verschleudert, und der größte Theil gieng mit seinem unpatriotischen Besitzer außerhalb Landes verloren. Was wir von Einhorn, von dem von Blomberg und Rhanäus an gedruckten Werken noch haben, das gehört zu den gelehrten Seltenheiten, die wenige kennen.

Eini-

*) Prediger zu Grenzhof, starb 1740. Von ihm sind noch zwo merkwürdige Dissertationen vorhanden, eine: Argumenta Historiam Curlandiæ complectentia (Wittenb. 1683) und: Diss. historicæ duæ: de prima genuina gentis Curlandiæ origine & de Curlandiæ gentis moribus (Witt. 1683.)

**) Joh. Georg Weygand, ein Kurländer, starb als Arzt zu Goldingen, 1740. Er hinterließ dreyzehn starke Bände Handschriften: diese kaufte nach seinem Tode ein Hofgerichtsadvokat Schneider an sich, und mit diesem haben sie sich in Hamburg verloren. In den bekannten breslauischen Sammlungen finden sich von Weygand einige naturhistorische und ökonomische Aufsätze. Einen, den der Verfasser kurische Bauernphysik betitelt hat, will ich gelegentlich auszugsweise in dieser Monatsschrift mittheilen.

Einige brave Männer der neuesten Zeit haben mit Einsicht und Unverdrossenheit von neuem gesammlet; aber sie haben es nicht wagen wollen, öffentlich hervorzutreten; sie haben schon darinn für sich Genugthuung genug gefunden, daß sie mit dem Forschen in den Begebenheiten unsrer Vorwelt zugleich im Heiligthume unsrer politischen Verfassung bekannter worden sind.

Aber nicht die Geschichte allein, auch die äußere Kenntniß unsers Landes, unsre Naturprodukte, unser Handel, Ackerbau, Polizey und Gewerbe, unser moralischer Wohlstand, unsre Nationaltugenden und Nationalgebrechen, heischen Aufmerksamkeit. Wir müßen mit dem vielen Guten unsers von Gott mit Fruchtbarkeit und langem Frieden gesegneten Landes immer inniger bekannt, zu gemeinsamer Vaterlandsliebe einer von dem andern immer eindringender ermuntert, und einer von dem andern öfter erinnert werden, gegen die vom Auslande her mit Macht einbrechenden Verderbnisse vielfältig auf unsrer Hut zu seyn. —

Von diesen und andern Betrachtungen geleitet, entwarf ich schon vor Jahr und Tag den Plan, ein

Jour-

Journal, wie das gegenwärtige, für Kurland besonders in Gang zu bringen. Ich war so glücklich, die besten und gelehrtesten Männer des Landes für dasselbe zu gewinnen, und das Publikum hat, nach der von mir öffentlich bekannt gemachten Ankündigung, meinen guten Willen mit ausnehmendem Eifer begünstiget. Ich muß nun, damit man nicht zu viel von mir erwarte, mich noch über den zu erwartenden Gehalt des Ganzen erklären.

Meine Meynung, als ich auf die gemeinnützigste Einrichtung dieses Journals dachte, war, den guten Köpfen unter uns eine Bahn zu eröffnen, auf der sie vor ihren Mitbürgern mit Arbeiten des Geistes, jeder nach seinen Fähigkeiten und Kenntnissen, wetteifern, und sich, besonders die jüngern, in einem auszeichnenden Lichte zeigen könnten. Dazu kam der Gedanke, durch diesen Weg manche Wahrheiten und Bemerkungen in öffentlichen Umlauf zu bringen, die bisher mancher gedacht, aber Niemand, zum allgemeinen Besten, laut genug gesagt hat. Um endlich das Werk recht national und anziehend zu machen, gab ich mir Mühe, Mitarbeiter zu werben, von denen ich einige das Vater-

land vornehmlich angehende Beyträge hoffen durfte. Nicht die ganze Monatsschrift, wie man schon hin und wieder mich unrecht verstanden hat, soll kurländische Sachen enthalten; nur Ein Aufsatz dieser Art, auch wohl zween, sollen in jedem Stücke vorkommen. Der Inhalt der übrigen Blätter soll so mannichfaltig, als möglich, nicht aus schon gedruckten Büchern entlehnt, sondern in seiner Art neu und auf kurländischem Boden erwachsen seyn. Poesien werde ich nur selten aufnehmen, aus erheblichen Ursachen; aus noch erheblichern, nie Etwas, was auf die Regierungsform und die innere Verfassung des Landes Beziehung hat, oder das Interesse eines und des andern Mitbürgers besonders betrifft. Ich bin nicht Verfasser, sondern nur Herausgeber und Mitarbeiter dieser periodischen Sammlungen; ich kann nur wählen, und nicht das einmal gewählte, was nicht aus meinem Kopfe kömmt, eigenwillig verändern und umgießen; doch kann ich Mannichfaltigkeit, Unschädlichkeit und wenigstens Erträglichkeit verbürgen. Geschrieben zu Mitau, im Januar, 1784.

Kütner.

Bemer-

Bemerkungen über die verschiedenen Luftarten, insbesondere über die brennbare Luft, bey Gelegenheit des Montgolfierschen Luftballs.

Die Luft, welche unsern Erdball umgiebt, hat man von jeher als ein nothwendiges Erhaltungsmittel für Thiere und Pflanzen erkannt, ohne jedoch den besondern Einfluß zu kennen, den sie auf die Luftwerkzeuge der Thiere und auf das Wachsthum der Pflanzen wirklich hat. Weit eher, als man auf die Entdeckung der physischen Eigenschaften der Luft kam, lernte man ihre mathematische Beschaffenheiten kennen, und erfand Werkzeuge, ihren Druck, ihre eigenthümliche Schwere, ihre Dehnbarkeit, ihre Dichtigkeit, u. s. w. zu erfahren, zu messen, zu berechnen. Hierbey blieb man lange Zeit stehen, ohne sich in den Sinn kommen zu lassen, über die Bestandtheile, natürliche Eigenschaften und die daher entstehenden Arten der Luft, Untersuchungen anzustellen. Die geringen Spuren von beobachteten Luftarten, welche man im vorigen Jahrhunderte bey einigen wenigen Schriftstellern,

bey

bey van Helmont und nachhero bey Boyle, antrifft, waren für die damalige Zeit größtentheils unerklärbare Naturerscheinungen, und erhielten die Namen von Dünsten, Dämpfen, Geistern. Van Helmont, ein Schüler des Paracelsus, war der erste, der die luftähnlichen Materien, welche durch Gährung, Verbrennung, Fäulniß und andere chemische Processe zu entstehen pflegen, beobachtete, und allen ohne Unterschied den Namen Gas gab, welches Wort vermuthlich aus dem teutschen Gescht, d. i. Schaum oder Ausbruch der Luft, oder auch selbst von dem Worte Geist, hergenommen worden; er bezeichnete sofort jede Gattung dieses Gas mit eignen Namen, als Waldgas, Feuergas, Windgas, fettes Gas u. s. w. Seine Kenntnisse wurden aber durch keine künstliche Versuche unterstützt, sondern blieben unerweiterte zufällige Erfahrung eines scharfsinnigen Kopfs. Nach ihm stellte Boyle, mit Hülfe der Luftpumpe und der Kompressionsmaschine, welches damals noch neue Werkzeuge waren, schon künstliche Versuche an, und nannte seine durch Kunst hervorgebrachte Luft, künstliche Luft. Diesen Beyspielen folgten andere geschickte Naturforscher,

scher, besonders Hales, der diese Lehre von der Luft mit vielen Entdeckungen bereicherte, und nachher Priestley in London, Scheele in Stockholm, und nach diesen eine Menge Naturforscher mit ausgezeichneten Kenntnissen, als Volta, Landriani, Fontana u. a. in Italien, Jacquin, Lavoisier, Berthollet in Frankreich, Makbride, Pringle, Percival, Dobson, Blak, Ingenhouß, Crawford, Cavallo u. a. in England, und eben so verschiedene berühmte Chemiker und Naturforscher in Teutschland, Holland und Schweden. Nur erst seit dem Jahre 1770 ist die Forschbegierde der eben genannten sowohl, als noch mehrerer andern großen Gelehrten auf diesen Gegenstand der Naturkunde gerichtet gewesen, so daß die Lehre von der Luft, und von ihrer Natur und Eigenschaften, durch die große Menge von neuen Entdeckungen, von Erklärungsarten der beobachteten Erscheinungen und von festgestellten Grundsätzen schon jetzt eine ganz eigene neue Wissenschaft ausmacht. Die verschiedenen Luftarten, welche man theils als Werk der Natur entdeckt, theils als Werke der Kunst durch fleißige Versuche hervorgebracht hat, sind folgende zehn

Arten:

Arten: 1) Luft, gemeine Luft, oder atmosphärische Luft, 2) fixe Luft, oder Luftsäure, kalkartiges Gas, 3) entzündbare, oder brennbare Luft, 4) salpeterartige, oder vitröse Luft, 5) dephlogistisirte Luft, 6) vitriolsaure Luft, 7) seesalzsaure Luft, 8) salpetersaure Luft, 9) flußspathsaure Luft, oder Spathluft, 10) und laugenartige Luft.

Nur von der gemeinen Luft, dephlogistisirten Luft, fixen Luft und brennbaren Luft will ich unserm Publikum, welches besonders jetzt bey der in Frankreich gemachten Erfindung eines Luftballs, mit dem nun schon verschiedene entschlossene Männer kleine Luftreisen in die obere Luft angestellt haben, neugierig genug seyn wird, das zur richtigen Vorstellung dieser Luftarten nothwendigste ganz kurz mitzutheilen einen Versuch machen.

Was nun zuerst die gemeine Luft, welche schlechtweg Luft heißt, anbetrifft, so ist dieselbe in ihrem gewöhnlichen Zustande, so wie wir sie gemeinhin einzuathmen pflegen, mit vielen fremden Dingen vermischt. Sie enthält Wasser, Salze, faule Ausflüße aus verwesenden Körpern des Thier- und Pflanzenreichs, schwefeliche und erdige Theile

aus verbrannten Körpern, und daneben schwimmen noch in ihr von der Erde losgerissene Staubtheilchen, ja sogar unsichtbare Insekten, Gewürme, und deren Eyer. Das in der Luft befindliche Wasser zeigt sich in den Wolken in sichtbarer Gestalt, indem diese nichts anders sind, als durch Kälte der obern Luft näher gebrachte, vorher unsichtbar gewesene Wassertheilchen, die dann herabfallen, wenn aus ihnen kompaktere und schwerere Theile, oder sogenannte Tropfen entstanden sind. Wärme der Luft hält immer viele Wassertheile in aufgelöstem Zustande in sich, Kälte dagegen bindet diese Wassertheile. Man hat aber auch in natürlicher sowohl, als durch Kunst verstärkter Kälte, noch immer aus der Luft Wasser abscheiden können, so daß man noch kein Mittel kennt, die Luft ganz vom Wasser zu befreyen. Die Grade der Wässerigkeit der Luft zu bestimmen, dazu hat man auch nur erst vor wenigen Jahren ein Instrument erfunden, welches man Hygrometer genannt hat, an dessen Vollkommenheit aber die neuesten Naturforscher noch vieles auszusetzen finden. Was die übrigen mit der Luft vermischten Materien betrifft, so läßt sich

deren

deren Menge noch vielweniger angeben; doch hat man dem Fontana die Erfindung eines Instruments zu danken, womit man die Reinigkeit, oder Unreinigkeit der Luft ziemlich genau bestimmen kann; welches Instrument den Namen Eudiometer erhalten hat, und von Volta, Landriani und Sauſſure auf eigenen zur Luftprüfung angeſtellten Reiſen in verſchiedenen Ländern gebraucht worden iſt. Unter die der Luft fremdartigen Subſtanzen, die ſich am leichteſten mit ihr verbinden, gehört hauptſächlich das Phlogiſton, d. i. eine unſichtbare Subſtanz, welche bey der Verbrennung, Fäulniß, Auflöſung der Körper und bey der Ausathmung aus der Lunge entweicht. Wenn dieſes Phlogiſton in merklichem Grade ſich in der Luft angehäuft hat, welches ſich nach der Menge der in ihr zerſtörten Körper richtet, ſo wird die Luft phlogiſtiſirt genannt, und heißt dann phlogiſtiſche Luft. Iſt ſie ſo ſehr damit angefüllt, daß ſie kein Phlogiſton mehr zu faſſen vermag, ſo löſcht ſie Lichter aus, läßt keine Verbrennung ſtatt finden, und tödtet die Thiere mit Lungen, weil dieſe durch Ausathmen das vom Blut abgeſetzte Phlogiſton nicht mehr in die bereits angefüllte

Luft

Luft schicken können. Wegen dieses Einflusses der Luft auf das Leben der Thiere, sahe Hippokrates sie als ein Nahrungsmittel an, ohne jedoch, wie es der von ihm gebrauchte Ausdruck schon selbst darlegt, die wahre Ursache hievon zu kennen. Prieſtley war der Entdecker dieſer beſondern Eigenſchaft der Luft. Er war es, der zuerſt den Verſuch anſtellte, ein Thier, z. E. eine Maus, in ein verſchloſſenes Gefäß einſperrte, und nun die Erfahrung machte, daß dieß Thier nur wenige Stunden in dem ihm zugetheilten Maße von Luft mit dem Leben ausdauren konnte. Dieſe Luft fand er durch das Ein und Ausathmen des Thiers ſo verdorben, daß er ein anderes Thier, wenn es in dieſe Luft gebracht wurde, unter vielen Zuckungen augenblicklich ſterben ſahe. Dieſer Beobachtung zufolge ſtellte er vielfache künſtliche Verſuche an, und gründete dadurch eine Wiſſenſchaft, die jetzt zu einer ſo anſehnlichen Größe herangewachſen iſt: und man weiß nun allerley Naturerſcheinungen mit Einſicht und Ueberzeugung zu erklären, welche ſonſt ſo tief verſchloſſene Geheimniſſe waren. Dieſe neue Syſteme hier alle anzuführen, würde viel zu

weitläuftig seyn, und mich von meinem gegenwärtigen Hauptzwecke zu sehr entfernen.

Außer diesem Nutzen der gemeinen Luft, das vom Blute in der Lunge abgesetzte Phlogiston aufzunehmen, dient sie auch dem Blute noch auf die andere Art, daß sie nämlich demselben ihre ursprüngliche Wärme mittheilt, und dadurch die dem thierischen Körper so nothwendige Wärme beständig unterhält. Daneben führt sie auch noch allerley faule Ausdünstungen aus dem Körper, wie dieses der unangenehme Geruch des Athems ungesunder Personen beweiset, auch nimmt sie insgemein etwas Feuchtigkeit aus der Lunge mit, welche bey kaltem Wetter, oder beym Hauchen auf eine glattgeschliffene Fläche, wie z. E. eine Spiegelfläche ist, sichtbar wird.

So sehr nun die atmosphärische Luft durch so verschiedene Ausflüße aus einer so unabsehbaren Menge gährender, faulender und brennender Körper, unaufhörlich verunreinigt wird, so wird sie doch auch durch natürliche Mittel wieder gereinigt, damit sie noch immer für die Lungen der Thiere und zur Beförderung der auf der Erde an Körpern noth-

nothwendigen Entwickelung tauglich und brauchbar sey. Zu diesen natürlichen Reinigungsmitteln gehören 1) die beständige Bewegung der Luft, die wie ein großes Weltmeer in unaufhörlicher Wallung ist, und durch diesen ihren Strom immerfort mit andern Lufttheilen die Körper umgiebt. 2) Das fließende Wasser, das Regenwasser, der Thau, der Nebel, welche leicht das in der Luft enthaltene Phlogiston aufnehmen, in den Flüßen fortführen und anderswohin absetzen, im Regenwasser, Nebel und Thau aber auf den Erdboden und dessen Gewächse niedersenken. 3) Die Pflanzen, die in so großer Menge über den Erdboden verbreitet sind, nehmen aus der Luft, besonders im Sonnenscheine, das vor der Wärme entweichende Phlogiston, als ein zum Wachsthume dienliches Nahrungstheil in sich auf, und reinigen also dadurch unaufhörlich die Luft, und endlich 4) bringt es die Natur des Phlogistons, welches weit leichter als die Luft ist, schon mit sich, daß es von der Oberfläche der Erde und aus der Region der athmenden Thiere entweichen muß. Außer diesen natürlichen Reinigungsmitteln, die die Luft nach den Beobachtungen eines

großen Chemikers, des Herrn Scheele, mehrentheils im mittlern Grade zwischen höchster Reinigkeit und höchster Unreinigkeit erhalten, so daß sie also sowohl zur Erhaltung der athmenden Thiere, welche vom Phlogiston gereinigte Luft fordern, als auch zur Ernährung der Pflanzen, die das Phlogiston als einen Bestandtheil in sich nehmen, beständig brauchbar bleibt, und daß es wegen des Verhältnisses der Thiere zu den Pflanzen und umgekehrt wahrscheinlich wird, daß unsere Atmosphäre gerade noch eben so rein und gesund ist, als sie zu Anfange der Schöpfung war, giebt es auch künstliche Reinigungsmittel, von welchen ich bald reden werde. Ich will nur noch zwo Folgen aus dem bisher gesagten, verglichen mit den Beobachtungen eines Fontana, de Saussüre, Ingenhouß und Cavallo beybringen, und dann von der vom Phlogiston gereinigten Luft, das ist von der dephlogistisirten Luft reden.

Es scheint erstlich, daß die atmosphärische Luft sich in Absicht auf ihre Reinigkeit aller Orten ziemlich gleich sey; wenigstens ist der bey angestellten Beobachtungen bemerkte Unterschied sehr gering:

nur

nur die Luft derjenigen Orte ausgenommen, die augenscheinlich viel phlogistische Materie ausschütten, z. E. in der Nachbarschaft fauler Sümpfe, bey Bergwerken, bey Kohlenbrennereyen u. s. w. Die Ursache von dieser fast gleich vertheilten Reinigkeit der Luft ist die beständige Bewegung der Luft, der ganzen Atmosphäre und der Winde, welche bald die verschiedenen Ausdünstungen zusammenmischen, und dadurch eine fast gleiche Temperatur hervorbringen. Was zweytens die Jahreszeiten anbetrifft, so hat man in Ansehung dieser verschiedene Grade der Reinigkeit wahrgenommen. Im Winter nämlich bey hellem und klaren Wetter hat man die Luft insgemein am allreinsten gefunden, wahrscheinlich darum, weil zu dieser Zeit die Fäulniß so vieler Körper durch die Kälte verhindert wird. Im Sommer hingegen und besonders im Herbste, wenn so viele Körper auf der Erde faulen, und auch die Fäulniß und Auflösung durch Warme und Regen befördert wird, hat man sie bey weitem nicht so rein gefunden. Drittens, auch gewisse Winde verursachen, eine plötzliche

Ver-

Veränderung in Ansehung der Reinigkeit und Unreinigkeit der Luft, daher man sich viele zu gewissen Zeiten allgemein gewordene Krankheiten und auch die Schädlichkeit einiger in der geographischen Geschichte gewisser Länder bekannten Winde erklären muß.

Die dephlogistisirte Luft nun, die man auch künstliche reine Luft genannt hat, ist eine Luftart, weit reiner, als die atmosphärische Luft gemeinhin zu seyn pflegt. Bis auf das Jahr 1674 findet man bey keinem Schriftsteller eine Spur von einer ihm bekannt gewesenen reinern Luft, und wenn auch um diese Zeit Mayow von einer reinern Luft redet, so hat er doch weder richtige bestimmte Begriffe davon gehabt, noch Mittel gekannt, dieselbe als eine wirkliche, von der atmosphärischen Luft abgesonderte darzustellen. Priestley war also der erste, der im Jahre 1774 im ersten Bande seiner Versuche und Beobachtungen über die Luft, dieser reinern Luft mit richtiger Kenntniß gedenkt, und sich in der Folge durch mehrere, über diese neue Entdeckung angestellte Versuche, von der Natur und den Eigenschaften derselben überzeugte. Das

erste

erste, was er an ihr fand, war die Eigenschaft, daß sie die in ihr vorgenommene Verbrennung weit leichter beförderte, als die gemeine Luft, woraus er mit Grunde schloß, daß sie weit weniger Phlogiston enthalten müße, als die gemeine Luft, die schon ziemlich damit angefüllt seyn müße, weil sie das bey der Verbrennung entweichende Phlogiston nicht mehr in der Menge aufnehmen könne. Dieser Mangel des Phlogiston war die Ursache, weswegen er ihr den Namen dephlogistisirte d. i. vom Phlogiston befreyte, Luft gab. Es folgt hieraus, daß die gemeine Luft und die dephlogistisirte Luft ursprünglich von einerley Natur sind, der Unterschied ist nur, daß jene eine verunreinigte Luft ist.

Fast zu eben der Zeit, da Priestley in London so wirksam für die Gründung der neuern Lehre von der Luft, die man in unsern Tagen schon Luftwissenschaft nennen könnte, war, hatte Scheele in Stockholm ähnliche Versuche mit der Luft angestellt, auch diese vom Phlogiston gereinigte Luft entdeckt, ihr aber den Namen Empyrealluft gegeben.

Obgleich die Natur in sich Mittel hat, wie vor-

hin

hin gezeigt worden, die gemeine Luft zu reinigen; so sind diese Mittel doch nicht zureichend, eine so ganz reine Luft darzustellen, als die dephlogistisirte ist; daher hat man noch an keinem Orte in der Welt, und darüber haben Volta, Fontana, de Sauſſüre und andere auf ihren besonders dazu angestellten Reisen Erfahrungen genug gemacht, solche reine Luft gefunden. Sie ist also noch bis jetzt ein Werk der Kunst. Die Mittel, sie zu bereiten sind folgende: starke Erhitzung des Salpeters; Anfeuchtung mit Salpetersäure und darauf folgende Erhitzung irgend einer metallischen Erde, d. i. eines zu kalk verbrannten Metalls, weil diese Kalke am wenigsten Phlogiston haben; Aussetzung des Brunnenwassers an die Sonnenstralen; Kochen einiger Arten von Wasser; Aussetzung frischer Blätter an die Sonnenstralen, — und andere Mittel mehr.

Die leichteste Methode, dephlogistisirte Luft zu erhalten, ist die, daß man in eine dazu bestimmte Flasche Mennige schüttet, und zwar so viel, daß ohngefähr ein Viertel der Flasche damit angefüllt ist. Hierauf wird fast eben so viel Vitriolöl gegossen, und sodann die Flasche, nachdem sie mit

dem

dem übrigen Apparat, zur Auffangung der Luft, verbunden worden, durch eine Lichtflamme erwärmt. Wenn dann die vorher von aller Luft leer gewesene Flasche, wozu man einige Geräthschaften und Handgriffe nöthig hat, gefüllt ist, so wird sie verkorkt und zum Gebrauch aufbewahrt.

Versuche mit dieser Luft zeigen, daß das in sie gebrachte Feuer mit großer Heftigkeit, und mit einem verstärkten sehr schönen Lichte zu brennen anfängt; weil aber hiedurch die dephlogistisirte Luft nach und nach verdorben wird, so löscht am Ende das Licht von selbst aus, welches in gemeiner Luft ungleich eher erfolgt: die andere Erfahrung ist weit beträchtlicher, indem man gefunden hat, daß ein in solche Luft eingeschloßenes Thier weit länger lebt, als wenn es in gemeiner Luft eingeschlossen ist. Hiedurch besonders aufmerksam gemacht, hat man Veranstaltungen getroffen, diese Luft in gröſserer Menge zu bereiten, und sie zum größten Nutzen der Menschheit anzuwenden. Man hat sie nämlich so veranstaltet, daß ein Mensch sie verschiedenemal des Tages athmen, bey sich in der Tasche führen, oder auch in sein Zimmer von Zeit zu Zeit strömen

lassen

laßen kann, und davon den Erfolg gehabt, daß äußerst schwächliche lungensüchtige Kranke vollkommen wieder hergestellt sind; anderer Nutzungsarten jetzt nicht zu gedenken. Gesetzt, es wollte ein Mensch täglich diese Luft ununterbrochen einathmen, so würde er nicht einmal ein Pfund Salpeter auf vierundzwanzig Stunden nöthig haben, welches eben keine große Ausgabe ist, die man neben den in seinem Zimmer veranstalteten Luftzügen zur steten Reinigung der darin schon befindlichen gemeinen Luft sich zur Erhaltung seiner, nicht durch andere Ausschweifungen wieder aufs neue zerstörten, Gesundheit zu machen wohl erlauben könnte. Wer bey sich einen Trieb fühlt, diese schöne Wissenschafft zu erlernen, oder doch wenigstens Neugierde genug hat, zu erfahren, was gelehrte und sinnreiche Köpfe der Menschheit zum Besten erforscht, geprüft, bewiesen und angewandt haben, dem empfehle ich des Tiberius Cavallo Abhandlung über die Natur und Eigenschaften der Luft; vielleicht bekommt er dann Lust, sich mit mehrern Schriften hierüber bekannt zu machen. Für solch einen wißbegierigen will ich zum Schluß dieser Abhandlung

lung ein Verzeichniß der vorzüglichſten Schriften in dieſer Wiſſenſchaft beybringen.

Ich gehe nun zur fixen Luft, welche auch Luftſäure, kalkartiges Gas heißt, über. Dieſe Luftart iſt weit ſchwerer, als alle übrige Luftarten, iſt zur Verbrennung und zum Athemholen ganz untauglich, und wird, ſo bald ſie dem Waſſer genähert wird, von demſelben ſehr ſtark eingeſogen; beſonders wenn man noch dabey das Waſſer ſchüttelt.

Es iſt dieſe Luftart unter allen übrigen, die gemeine Luft nur ausgenommen, die erſte, welche dem Menſchen bekannt geworden, indem ſie ſich ſchon an verſchiedenen Orten auf der Oberfläche der Erde befindet, und in ſo fern alſo ein Werk der Natur iſt. Beſonders alt iſt die Bekanntſchaft mit ihr bey den Bergleuten, bey welchen ſie der erſtickende Dampf oder das böſe Wetter heißt. Vor Boyle's Zeiten ſchrieb man ihre Wirkungen einem Dampfe oder Geiſte zu, der ſich an gewiſſen Orten durch die Luft verbreite. Vielleicht iſt alſo von dem Worte Geiſt, der Name Gas entſtanden. In neuern Zeiten hat man ſie fixe Luft genannt, d. i. eine Luft, die in verſchiedenen Körpern inkorporirt iſt. Den

Namen

Namen Luftsäure hat ihr der große schwedische Chemiker Bergmann gegeben, und er ist auch wirklich der schicklichste, weil sie in der That eine Säure ist, obwohl eine schwache gegen die übrigen Luftarten gerechnet, als deren Bestandtheile, oder vielleicht ganze Natur nichts anders als eine Säure ist. Eine noch andere nicht ungewöhnliche Benennung ist, daß sie auch in unsren Zeiten mephitische Luft, mephitisches Gas heißt, welches aus dem Italienischen Moseten, daher mosetische Luft, abstammt. Dergleichen Luft befindet sich in der seit mehrern Jahrhunderten bekannten Hundsgrotte (*grotta del cane*) bey Neapel.

Es wird also diese Luft an mehrern Orten der Erde gefunden, doch aber auch veränderlich, indem sie sich bald auf einem Fleck der Erde zeigt, und wieder verschwindet. Hier ist sie aber auch nie von gemeiner Luft frey, weil sich diese, in ungehinderten Zustande immer mit ihr vermischt, daher löscht sie bisweilen die Lichter aus, ohne den Lungen der athmenden Thiere schädlich zu seyn; wie man dieß in lange verschlossen gewesenen Gruben, Brunnen, Kellern, Begräbnissen u. d. g. schon öfters erfahren hat.

Durch

Durch Kunst kann man sie auf dreyerley Weise in großer Menge hervorbringen, und mit Hülfe der dazu erforderlichen Instrumente zum Gebrauch aufbewahren und anwenden. Diese künstliche Mittel sind, Gährung, Wärme und Säuren.

Durch Gährung wird sie aus thierischen Körpern und aus Pflanzen gezogen, besonders wenn man durch Wärme die Gährung befördert. So liegt in den Braubäusern auf der Oberfläche des gährenden Biers allezeit eine Schicht fixer Luft, welche bis an den Rand der Küfe hinaufreicht. Wird sie hier von denen, die sich beym Brauen im eingeschlossenen Zimmer befinden, zum öftern eingeathmet, so entsteht die Erscheinung, daß der Brauknecht betaumelt wird, und dadurch seinen unwissenden, geizigen Herrn in den Verdacht setzt, er habe von dem süßen Biere sich einen Rausch zugetrunken, wofür vielleicht schon mancher unschuldig Strafen gelitten hat. Priestley war auch hier in dieser Entdeckung der Ausscheidung fixer Luft aus gährenden Körpern, wieder der erste, und er hatte dazu, weil er neben einem großen Brauhause wohnte, eine besonders glückliche Veranlassung.

Aus

Aus dieser Beobachtung, daß gährende Biere, oder Weine, eben durch die Gährung fixe Luft verlieren, durch gar zu lange fortgesetzte Gährung am Ende schal, unschmackhaft, unkräftig werden, hat man den Schluß gemacht, daß man dergleichen Getränke wieder schmackhaft machen könne, wenn man ihnen die fixe Luft wieder beymischt; welches denn auch die Erfahrung bestätigt hat, und einem jeden, der solche Versuche zu machen Lust hat, zeigen wird. Priestley untersuchte die Menge der in verschiedenen Weinen befindlichen fixen Luft, und befand sie im folgenden Verhältnisse; nämlich

im Maderaweine	—	$\frac{1}{10}$
sechsjährigem Portweine	—	$\frac{1}{12}$
fünfjährigen Rheinweine	—	$\frac{1}{14}$
Klaret auf dem Fasse	—	$\frac{1}{15}$
sechszehnjährigen Tokayer	—	$\frac{1}{16}$
zweyjährigen Champagner	—	2
zwölfjährigen Aepfelweine (*cyder*) auf Flaschen	—	3 Unzenmaß.

Da man also aus allen gährenden Substanzen, aus dem Weine und Biere, leicht diese erhalten kann, und es nur auf die Geräthschaften ankommt

kommt, um selbige aufzufangen, so ists unnöthig, hierüber etwas weiteres zu sagen, besonders da es hier nur darauf ankommt, die Kenntniß dieser und einiger anderer Luftarten gemein zu machen. Inzwischen will ich doch die von Cavallo angezeigte Methode hier mittheilen; vielleicht findet sich jemand, solche Versuche nachzumachen, und sich der dadurch verschafften Luft zu bedienen. Man vermische nämlich braunen Zucker und guten Bierschaum zu gleichen Theilen und gieße etwa doppelt so viel Wasser hinzu. Diese Mischung schütte man in eine Flasche, auf welche ein Korkstöpsel mit einer gebognen gläsernen Röhre paßt, und setze die Flasche so einer Wärme aus, die den achtzigsten bis neunzigsten Grad Fahrenheitischen Thermometers nicht übersteigt, so wird man in einem andern mit dieser Flasche verbundenen Gefäße viel fixe Luft einsammlen können.

Die andere Art, fixe Luf zu erhalten, ist, durch Verbrennung eines jeden Körpers, nur Schwefel und Metalle ausgenommen. Hierüber hat Priestley fast unzählige Versuche angestellt, die der Forschbegierige bey ihm selbst in seinen Abhandlungen über die Luft weiter nachlesen kann. Die

Die dritte Art endlich ist durch Säuren, deren es verschiedene Arten und verschiedene Bereitungsmethoden giebt. Die leichteste und gewöhnlichste ist vermittelst eines von Nooth erfundenen Instruments.*) Aber auch ohne dieses Instrument kann man durch einfachere Geräthschaften sich die fixe Luft durch Säuren auf folgende Art bereiten.

Man schütte nämlich etwas grobgeschlossenen Kalk oder Marmor in eine Flasche, so daß der vierte oder fünfte Theil derselben damit angefüllt ist, gieße alsdann so viel Wasser darauf, daß der Kalk gerade damit bedeckt wird, und thue nun etwas Vitriolöl dazu, welches nicht mehr, als etwa den vierten oder fünften Theil des Wassers betragen darf. Sogleich stecke man den Kork mit der darin befestigten krummen in der Figur eines S gebogenen Röhre auf, und führe nun das andere Ende der Röhre in eine andere umgekehrt im Wasser stehende luftleere Flasche. So wie die Mischung aufzubrausen und zu schäumen anfängt, so entsteht auch eine merkbare Wärme, dann steigt die fixe Luft in

*) Unser akademischer Mechanikus, Herr Bienemann, besitzt ein solches. Bey diesem kann man sich also den Gebrauch zeigen lassen.

Menge auf, und gehet durch die gebogene Röhre in die andere Flasche über, welches die Blasen beweisen, die aus der Röhre kommen und durch das Wasser hindurch in den obern Theil der im Wasser stehenden Flasche steigen.

Noch eine leichtere Methode ist mit einer Geräthschaft von zwo bis drey gemeinen Quartflaschen und zwo Rinderblasen. Jede Blase muß ein kleines etwa vier Zoll langes und ein Viertelzoll weites hölzernes Rohr haben, welches an ihrem Halse befestigt ist, und die Flaschen müßen sich mit durchbohrten Korkstöpfeln verschließen lassen. In die eine Flasche schüttet man die vorhinangezeigte Materialien zu Erzeugung der fixen Luft, so daß damit etwa die Hälfte der Flasche angefüllt wird. Alsdann stellt man den durchbohrten Korkstöpfel darauf, und befestigt sogleich eine von den Blasen auf der Flasche, indem man ihr hölzernes Rohr durch das Loch des Korkstöpfels hindurchsteckt. Doch muß man die Blase vorher sorgfältig ausdrücken, ehe man sie an die Flasche bringt, um alle gemeine Luft hinauszutreiben. Die erzeugte fixe Luft wird nunmehr in die Blase treten und sie aufschwellen.

Wenn sie denn beynahe ganz ausgedehnt ist, so muß man sie wegnehmen und auf eine von den andern Flaschen befestigen, welche vorher mit dem, durch fixe Luft zu füllenden, Wasser, jedoch nicht ganz, angefüllt seyn müßen. Man drücke nun die Blase mit der einen Hand, und schüttle mit der andern Hand die Flasche mit Wasser, so wird das darin enthaltene Wasser bald von der fixen Luft durchdrungen werden. Sobald die erste Blase von der Flasche mit den Materialien hinweggenommen ist, muß man sogleich die andere Blase auf diese Flasche stecken damit keine fixe Luft verloren gehe; und dann wie mit der vorigen verfahren. Die Blasen geben dem Wasser selten einen üblen Geschmack, besonders wenn sie schon lange gebraucht worden sind. Um aber diesen Fall zu verhüten, so bediene man sich der Flaschen von elastischem Harze. — Auch von diesem Harze, welches, wegen der seit einiger Zeit daraus gemachten höchst nützlichen Werkzeuge, in jetzigen Zeiten so merkwürdig geworden ist, will ich in einem der nächsten Stücke dieses Journals Nachricht ertheilen.

Diese nun auf solche Weise erhaltene fixe Luft

ist

ist weit schwerer, als die gemeine, daher sie sich allezeit auf den Boden der Gefäße oder gegen die Erde zu niedersenkt. Um sich hievon zu überzeugen, darf man nur eine mit fixer Luft gefüllte Flasche verkehrt über eine Theeschale etwa eine Minute lang halten, so wird diese Schale damit angefüllt seyn, wiewohl durch keinen unserer Sinne dieß empfunden werden kann. Man bringe aber nur ein Licht nahe über die Tasse, so wird dieß sogleich verlöschen, und der Rauch davon wird in der Tasse bleiben, ohne, wie doch sonst gewöhnlich ist, in die Höhe zu steigen. Bey diesem Versuche muß aber kein Wind über die Tasse herfahren, weil sonst der Gas aus der Tasse entweichen, zum Theil zu Boden sinken, oder gar in die gemeine Luft verfliegen würde. Doch ohne mich weiter bey solchen in dieser Luftart merkwürdigen Erscheinungen, die einen unwissenden in das größte Erstaunen setzen, und ihm vielleicht den Verdacht einer sogenannten Hexerey beybringen könnten, weiter aufzuhalten, will ich lieber von dem besondern Nutzen reden, den man aus dieser Entdeckung zum Besten der Menschheit gezogen hat.

Außer dem Vortheile, den diese Entdeckung veranlaßt-

anlaßt, ſich allerley Naturerſcheinungen zu erklären, die bisher für unbegreifliche Geheimniſſe der Natur gehalten worden ſind, will ich nur des Gebrauchs derſelben für die Geſundheit der Menſchen erwähnen. Der erſte Nutzen von dem Aufſchluſſe dieſes Naturgeheimniſſes iſt, daß man nun die Geſundheit eines Orts der Erde, wo man etwa ein Wohngebäude oder ſonſt etwas zum Aufenthalte der Menſchen errichten will, unterſuchen kann, wenn man nämlich nahe über der Erde, ſollte es auch mit nichts anders, als einer Lichtflamme ſeyn, — denn ein Eydiameter zu gebrauchen, wird wohl ſchwerlich eine allgemeine Sitte werden, — den Verſuch anſtellt, und dieſem gemäß alſo die Wahl des Wohnorts beſtimmen kann. Eine Sache, worauf man wirklich bey der Anlegung der Gebäude aufmerkſamer ſeyn ſollte, es ſey denn, daß jemand blos in den obern Stockwerken, in welchen die von der Erde aufſteigende Luft nicht mehr ſo ſchädlich ſeyn kann, wohnen könnte und wollte. Noch wichtigere Vortheile, die die fixe Luft gewähret, ſind bey dem äußerlichen ſowohl, als innerlichen Gebrauche der Menſchen ſichtbar, weil ſie ein ſo kräftiges Antiſeptikum,

oder der Fäulniß widerſtehendes Mittel iſt. Aeußerlich wird ſie an den leidenden Theil gebracht, welches dann leicht geſchehen kann, wenn man dieſe Luft in einer Blaſe aufbewahrt hat die Oeffnung der Röhre an den ſchadhaften Theil bringt, und dann durch allmähliches Zuſammendrücken der Blaſe die Luft gegen den ſchadhaften Theil hintreibt. So hat man ſchon Krebsſchäden und andere faule Schäden, böſe Pocken u. ſ. w. mit wundernswürdigem Erfolge geheilet. Ja, es hat ſich ein Londoner Schlachter des mit fixer Luft geſchwängerten Waſſers zur Bewahrung des Fleiſches vor Fäulniß in der Sommerhitze bedient, indem er das Fleiſch drey oder viermal des Tages in dieſes Waſſer eingetaucht hat. Wollte jemand den ganzen Körper in fixe Luft bringen, und ſich ſo zu ſagen eines höchſt heilſamen Luftbades bedienen, ſo dürfte er ſich nur über ein Gefäß, in welchem dieſe Luft erzeugt wird hinlegen, am leichteſten über gährendes Bier, aber auch zugleich die Vorſicht gebrauchen, daß er den Kopf durch eine angebrachte Scheidewand von dieſer Luft abhalte, weil ſie zum Athmen ganz untauglich iſt.

Beſonders aber hat man ſich ihrer zum innerli-

chen

chen Gebrauche bedient, und damit schon Kuren verrichtet, die jedermann erstaunen machten. Man lese hierüber den Anhang bey Priestley und bey Cavallo. Innerlich wird sie gebraucht als Getränk, weil man sich selbst einen Gesundbrunnen aus ihr zubereiten kann, indem diese nichts anders als mit fixer Luft imprägnirtes Wasser sind, und außerdem noch etwas weniges Metall oder Salz in sich aufgelöst enthalten. Man darf also nur noch die Menge des Metalls oder Salzes hinzuthun, welche nach den chemischen Untersuchungen solcher Gesundbrunnen nothwendig ist. So hat Erxleben im ersten Bande seiner Bibliothek der Naturgeschichte ein bewährtes Mittel bekannt gemacht, den wahren Pyrmonter Brunnen durch Kunst darzustellen, ja vielmehr noch ein vorzüglicheres Wasser hervorzubringen, weil die fremdartigen, nicht zu den nothwendigen Bestandtheilen dieses Brunnens erforderliche Theile davon wegbleiben. So giebt ein berühmter Englischer Arzt D. Hulme ein Mittel an, die fixe Luft in Gestalt einer Mixtur einzugeben, und noch andere, als Dobson, Percival, Bewly u. m. auf andere Weise. Die leichteste Art, sie in

den

den Körper zu bringen, ist, daß man täglich zwey, drey auch viermal dem Kranken Weinsteinsalz und Zitronensaft im Aufbrausen eingebe. Auch in Form eines Klystiers kann sie dem Kranken beygebracht, und auch so, nach den vielen Zeugnissen, die man bey Priestley und Cavallo nachsehen kann, zu großen glücklichen Erfolgen gebraucht werden.

Ich komme endlich auf die entzündbare, oder brennbare Luft, welche in itzigen Zeiten so großes Aufsehen gemacht hat, weil man sich derselben als eines Mittels bedienen will durch die Luft zu reisen. Sie ist auch sowohl ein Werk der Natur als der Kunst, und entsteht häufig aus faulenden thierischen und vegetabilischen Körpern, überhaupt aus allen entzündbaren Körpern, welche ihr Phlogiston leicht fahren lassen. Von Natur findet sie sich in manchen Hölen der Erde, in Kohlenbergwerken, in Sümpfen, und anderswo. Bey den Bergleuten ist sie schon lange unter dem Namen des feurigen Dampfs bekannt gewesen, weil sie sich sogleich entzündet, so bald nur ein Funken Feuer in sie hineingebracht worden, dann aber auch schreckliche Verwüstungen anzurichten pflegt. Schon van Helmont,

ein Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts hat etwas ohne es jedoch beſtimmt zu kennen, von dieſer Luftart gewußt. *) Und er hat wirklich Recht. Die thieriſchen Körper erzeugen durch die Verdauung die meiſte brennbare Luft, ſo wie die genoſſenen Speiſen und Getränke, durch die in ihnen enthaltene fixe Luft, das meiſte zur Bewahrung des Körpers vor Fäulniß, nach den Beobachtungen eines Berthollet, Macbride, Henry, u. a. m. beytragen. Eine Art der Natur ſie abzulocken, hat Volta erfunden, indem er mit einem Stock im Sumpfe gerührt, und an der aufſteigenden Blaſe eine Flaſche gehalten um ſie aufzufangen, oder eine Lichtflamme genähert hat, wodurch die aufſteigende Luft ſogleich ſich entzündet und wie Licht über dem Waſſer gebrannt hat; in der Art hat er zu Abendzeiten manch ſchönes Schauſpiel errichtet. Volta und Fontana haben mit dieſer Luft die meiſten Verſuche gemacht;

*) Er ſchreibt in ſeiner Schrift: De flatibus, Sect. 40. Ructus, ſive flatus originalis in ſtomacho extinguit flammam candelæ Stercoreus autem flatus, qui in vltimis formatus inteſtinis, atque per anum erumpit, transmiſſus per flammam candelæ, transvolando accenditur, ac flammam diuerſicolorem, iridis inſtar, exprimit.

gemacht; Fontana iſt ihrer Natur ſehr nahe gekommen, hat ihre eigenthümliche Schwere zur gemeinen Luft oft wie zwölf zu eins gefunden, d. i. er hat die brennbare Luft zwölfmal leichter gefunden, als die gemeine Luft, und doch iſt der große Mann nicht auf den Einfall des Montgolfier gerathen, aus ihr ein Luftſchiff zu bauen. Aber ſo geht es öfters, daß ein mittelmäßer, unbedeutender Kopf aus dem, was ein großer Geiſt gegründet hat, eine Erfindung herleitet, die dieſer ſich vielleicht nicht träumen ließe. Sein Name prangt dann bey der Zeitwelt in allen Zeitungen und Gelägen, bey der Nachwelt in allen Jahrbüchern. Wer redet wohl in unſerer Stadt von einem Fontana? — Aber überall iſt ſchon die Rede von Montgolfiers Luftſchiffe.

Durch die Kunſt wird die brennbare Luft in der Art erhalten, daß man auf Eiſenfeile, oder kleine Nägel, oder Stücken Eiſendrat etwas Vitriolöl, mit Waſſer verdünnt, in einer bey der fixen Luft ſchon beſchriebenen Flaſche, in angezeigtem Verhältniß und mit angezeigten Werkzeugen, aufgießt und ſie ſo auffängt. Wird dieſe ſo erhaltene Luft, nach-

dem

dem sie mit etwas gemeiner Luft gemischt worden, mit einer Lichtflamme berührt, so fängt sie augenblicklich Feuer. Diese Entzündung geht um so schneller von statten, wenn das Gemisch der brennbaren und der fixen Luft zu gleichen Theilen ist. In diesem Falle brennt sie mit einem heftigen Knalle los; daher man sich ihrer zum Schießen bedienen kann; wie dieß Volta zuerst erfunden hat, indem er damit eine eigends dazu gemachte Pistole geladen, eine Bleykugel eingelegt, und sodann mit einem Funken aus der Elektrisirmaschine angezündet, und in der Art wirklich geschossen hat. Diese Zurüstung, wodurch man der spielenden Neugierde schon manche entzückende Unterhaltung geschafft hat ist seit der Zeit die elektrische Pistole genannt worden. So hat man auch Seifenblasen, mit brennbarer Luft gefüllt, und zum Erstaunen gesehen, wie diese Seifenblasen hoch in die Luft aufgestiegen, und dann von einer Lichtflamme, zur unmöglichen Enträthselung der um den spielenden Experimentator mitspielenden Zuschauer, entzündet worden sind. Eine nützlichere Theorie hat Cavallo daher genommen, um die Erdbeben zu erklären.

Nun

Nun näher zu Montgolfier, der vielleicht auch zuerst gespielt, aber das Spiel soweit getrieben hat, daß es wirklich scheint, das Ding werde Ernst werden. Vorausgesetzt, was Fontana gelehrt hat, daß die brennbare Luft zwölfmal so leicht ist, als gemeine Luft, daß Seifenblasen, die sonst zur Erde fallen, mit dieser Luft gefüllt, in die Höhe steigen, — dazu genommen, daß man weiß, Schiffe mit Ladungen können deswegen auf dem Wasser sich erhalten, weil Holz spezifisch leichter, als Wasser, und wenn dessen Oberfläche vergrößert wird, noch leichter wird, und sich dann so ansehnlich belasten läßt; daß die Luft eben so wie das Wasser ein flüßiges Wesen ist, und sich nach einerley Gesetzen richtet — dieß allein konnte einen witzelnden Kopf leicht auf den Gedanken bringen, ein Luftschiff zu bauen, und die erhitzte Einbildungskraft konnte ihm eingeben, sich als künftigen Weltumsegler, durch Hülfe der Luft, schon im voraus zu gedenken. Schon seit ein paar Jahren hat der Franzose, der so geschickt ist, mit Hamen des Witzes aus dem Meere der Erfindungen tiefsinnigerer Völker zu fischen, an dieser Erfindung gearbeitet; endlich war

denn

denn auch einer, Montgolfier, so glücklich, den ersten Luftball in die obere Region der Atmosphäre zu schicken. Es traten nun mehrere erfindsame und zum Theil denkende Köpfe herzu, diesem so seltenen Gebäude eine mehrere Vollkommenheit zu geben, damit es wirklich zu einem Luftschiffe dienen könne, wozu von seinem witzigen Erfinder die Anlage gemacht war. Ich könnte mich hier darauf einlassen, meinen Lesern allerley Vermuthungen anzugeben, wie vielleicht der Montgolfiersche Luftball aussehen, oder vielleicht nicht aussehen sollte, wie er vielleicht zum Luftschiff umgeschaffen werden könnte und was das vielleicht für Folgen für die Menschheit und für gewisse Revolutionen in der Welt haben dürfte. Ich mag aber eben so wenig durch eine bodenlose Bestimmung eines Vielleichts die Zeit verderben, noch durch zufälliges Errathen des Montgolfierschen Vielleichts dem Franzosen die süße Ehre der Erfindung rauben. Lieber will ich, voritzt wenigstens noch, mit ruhiger Gleichgültigkeit das Ende des Spiels oder des Ernstes abwarten, und wenn das letztere ist, mich über die großen Aussichten freuen, die dann uns in die reizendesten Gefilde geöffnet werden.

Ich

Ich füge zum Schluße das versprochene Verzeichniß der vorzüglichsten Schriften über die Luftwissenschaft bey, ohne auf Vollständigkeit zu sehen, weil dieses Fach schon so sehr bearbeitet ist, daß daraus eine eigene Bibliothek errichtet werden könnte. Für den bloßen Liebhaber einer so merkwürdigen Wissenschaft werden folgende zureichend seyn:

Tiber. Cavallo Abhandlung über die Natur und Eigenschaften der Luft und der übrigen beständig elastischen Materien. Aus dem Englischen übersetzt mit Kupf. Leipzig 783. 8. Ich halte dieß für den besten, faßlichsten und vollständigsten Unterricht über diese Materie; und habe daraus vielen Nutzen geschöpft.

Joseph Priestley Versuche und Beobachtungen über verschiedene Gattungen der Luft. Aus dem Engl. mit Kpf. Wien und Leipzig. 1778-82. 5 Theile. 8.

Marsilio Landriani physikal. Untersuchung über die Gesundheit der Luft. A. d. Ital. Basel 778.

Briefe über die entzündbare Luft der Sümpfe von A. Volta. A. d. Ital. von Käſtlin. Strasb. 778.

Felix Fontana physische Untersuchungen über die Natur der Salpeterluft, der vom Brennbaren beraubten

beraubten Luft und der fixen Luft. A. d. Ital. Wien. 777. 8.

Karl Wilh. Scheele chemische Abhandlung von der Luft und dem Feuer. Upsal. 777. 8.

Stephan Hales Statik der Gewächse. Halle 748. 4.

D. G. Stegmann Beschreibung eines Luftmessers der gesunden und ungesunden Luft. Kassel 778. 8.

Johann Ingenhouß Versuche mit Pflanzen, daß sie die Kraft besitzen die atmosphärische Luft bey Sonnenscheine zu reinigen, und im Schatten und des Nachts übel zu verderben. Nebst einer neuen Methode, die Reinigkeit der Atmosphäre genau abzumessen. Leipz. 780. 8.

Salomon Henning.

Unter den verschiedenen ruhmwürdigen Männern unsers Landes, deren Andenken aus mancherley Gründen von Zeit zu Zeit wieder aufgefrischt zu werden verdient, behauptet Henning, als Geschäftsmann und als Schriftsteller, eine der ersten Stellen. Noch lebt er in Büchern und im Gedächtnisse der Geschichtkundigen; aber der größere Theil unsers Publikums hat ihn vergessen; vergessen, daß es vornehmlich die Bemühungen dieses scharfsichtigen und unermüdeten Patrioten waren, wodurch Kurland zum Theil das ward, was es itzt ist, daß unser Kirchenwesen seinem Eifer und seinen Kenntnissen Grund und Dauer zu verdanken hat, und daß Er die Kultur der nützlichsten Wissenschaften mit fruchtbarer Thätigkeit unter uns fast zuerst in Gang brachte.

Ich will, bevor ich über die Verdienste, über den Charakter und über die Schriften dieses wahrhaftig seltnen Mannes spreche, die merkwürdigsten Vorfallenheiten seines immer thätigen Lebens erzählen, so wie Tetsch, Gadebusch und an einigen Orten auch Chyträus zu Rostock, sie aufgezeichnet haben,

und

und wie sie ersterer aus einer eigenhändig von Henningen selbst aufgesetzten Originalnachricht, die er zu seiner Zeit aufzuspüren glücklich genug war, stellenweise wörtlich genommen hat. *) Gadebusch hat einige Fehler in Tetschens Biographie sehr gut verbessert; aber ich halte mich, in Betracht der Ausführlichkeit und des ungesuchten, oft altfränkischen Tons, doch lieber an letztern. —

Henning ward im Jahre 1528 zu Weimar geboren. Seine Aeltern waren nicht arme, aber auch nicht reichlichbemittelte Leute aus dem Bürgerstande, auf deren Kosten er seine Schulstudien zu Weimar, Naumburg und Zwickau glücklich beendigte. Durch Unterstützung eines wohlhabenden nürnbergischen Kaufmannes, Hieronymus Wolkensteins, der wahrscheinlich ein verwandter Freund der Henningschen Familie war, und entweder aus Privatursachen, oder aus Liebe zu dem hoffnungsvollen Jünge-

*) Tetsch nennt dieses nachgelaßne Manuskript des unvergeßlichen Mannes ein ganz altes und rar gewesenes Familienstück, aus welchem er die genuine Geschichte desselben mit vieler Mühe gesammlet habe. Ob es in seiner ursprünglichen Gestalt noch irgendwo vorhanden sey, weiß ich nicht; vermuthlich ist es verloren.

Jünglinge, sich seiner thätig annahm, ward er in Stand gesetzt, auf den zu seiner Zeit beliebtesten Akademien, Wittenberg, Leipzig, Erfurt und Jena, sechs Jahre lang die Wissenschaften zu treiben. Binnen dieser Zeit erlernte er gründlich die lateinische und griechische Sprache, so wie die italienische und französische nach dem Bedürfnisse der damaligen Zeit; aber sein Hauptstudium waren die Geschichte, die Philosophie, die Statistik, die Gottesgelahrtheit und Rechtskunde, die er nach seinen großen Fähigkeiten alle gründlich umfaßte. Von Jena, wo er zuletzt war, brach er, eines ihm verdrüßlichen Liebeshandels wegen, schleunig nach Rostock auf, um auf dieser damals allgemein berühmten Universität eine seinen Kenntnissen angemessene Versorgung zu suchen. Sein Weg gieng über Lübeck, wo er einige Tage sich aufhielt, und mit Gotthard Kettlern, der eben, als Abgeordneter des teutschen Ordens in Livland, mit wichtigen Anträgen und Gesuchen in Teutschland umhergereiset war, und nun über Meer in seine Heimath überzusetzen dachte, ganz unvermuthet, und bis zur Freundschaft und Vertraulichkeit, bekannt wurde. Kettler erkannte bald in

dem jungen, gelehrten Manne den treuen, klugen und entschloßnen Rathgeber, den er brauchte, beredete ihn, als Diener des Ordens, mit ihm nach Livland hinüberzugehen, mit dem heiligen Versprechen, wenn er selbst, wie es dem vortrefflichen Kopfe schon damals als leicht möglich ahndete, höher steigen sollte, ihn beständig an seiner Seite zu behalten, und als seinen getreuesten und bewährtesten Diener mit immer größern Wohlthaten zu belohnen. Unter diesen schönen Aussichten fuhr Henning mit seinem Ritter Kettler glücklich nach Riga hinüber, und ward von da, sogleich nach seiner Ankunft, an den damaligen Herrmeister, Heinrich von Galen, in Angelegenheiten des Ordens und Kettlers, nach Wenden geschickt. Hier wiederfuhr ihm die ehrenhafte Begegnung nicht, die er erwarten konnte; aber er verrieth keinem sein Misvergnügen. Ein Jahr darauf (1554) ward Kettler, zur Belohnung seiner dem Orden geleisteten wichtigen Dienste, Komthur zu Dünaburg, und Henning von nun an sein vertrautester von andern unabhängiger Rathgeber und Diener. Noch in demselben Jahre schickte Gotthard ihn in wichtigen Angelegenheiten

heiten zweymal an Nikolaus Radzivil, Woiwoden von Wilna, den er durch Klugheit, Nachgiebigkeit und Wohlredenheit für sich und seinen Herrn gar bald einzunehmen wußte; so, daß Radzivil jedesmal mit Ehrengeschenken an Kettlern und mit einer dem Komtur nicht weniger angenehmen Hochachtung für die Kenntnisse und schlaue Behutsamkeit seines Freundes in Verhandlungen, deren Erfolg noch eben so mislich, als zweydeutig war, ihn von sich ließ. *)

Um diese Zeit brachen die dem Lande so nachtheiligen Irrungen zwischen Erzbischof und Orden in öffentlichen Krieg aus. Kettler ward in geheim nach Teutschland geschickt, für den Orden Truppen zu werben, und Henning begleitete ihn auf dieser zum

*) Henning ward von dem Woiwoden mit einem Stück aschgrauen Damast und von der Gemalinn des Woiwoden mit einem goldenen Ringe beschenkt, in den, — laut seiner eignen Erzählung — eine Gesicht geschnitten war. — So beschrieb man in diesen Zeiten Kunstwerke. — Dem Woiwoden überbrachte Henning, bey der ersten Gesandtschaft, einen prächtigen Hengst, und der Gemalinn des Woiwoden einen Ring, darein ein großer Rubin gefaßt war.

ТЮ Saamatukogu

zum Theil gefährlichen Reise. Von Lübeck aus schickte der Komthur seinen getreuen Rathgeber an Wilhelm von Fürstenbergen, sobald er erfuhr, daß dieser zum Koadjutor des Meisterthums erwählt worden sey, mit den wichtigsten Aufträgen. Kettler ernannte ihn nun zu seinem Sekretär, und und als solcher wohnte er (1557) mit dem Ordensmeister dem Friedensschlusse zu Paßwalde (Tetsch schreibt Pasewald) bey. Das Jahr darauf *) ward Kettler, der nun wieder aus Teutschland eingetroffen war, im Lager vor Walk einmüthig zum Koadjutor Fürstenbergs gewählt, **) und gleich

*) 1558, den 9. Julius.

**) Henning schreibt davon in seiner Chronik also: Im Feldlager zu Walke hat man angefangen zu rathschlagen von einem Koadjutorn, der am Meisterthumb, bey dem ziemlich schweren Alter des Herrn Fürstenbergs die Regierung Bürde tragen, und was sonst inn den Kriegesnöten zuthun mit fortsetzen helffen möchte. Ist also aus einhelligem schlus des Ordens, geistliger und Stende, ordentlicher und gebreuchlicher Wahl, Herr Gotthard Kettler dazu bestimmet, der als ein junger Mann, zu solchen hohen Dingen, nicht allein seine Gedanken mit richten gerichtet, sondern auch das vorgeschlagene und angemutete Meisterthumb keines weges an unehmen sich einlassen wollen. — — Dessen er dann, wie einem jeden Vernünftigen nicht unleicht-

gleich den Tag nach der Wahl ward Henning als Gesandter des Ordens an den Kaiser nach Wien geschickt um des teutschen Reichs Hülfe und Beystand gegen die fürchterliche Macht des überall siegenden, Livland verheerenden Czaren zu erflehen. In drey Wochen war er schon in Wien. Der Kaiser, obgleich er krank war, hörte seinen Vortrag persönlich an, und entließ ihn, nachdem er vier Wochen in dieser Hauptstadt, sehr geachtet und geliebt, zugebracht hatte, mit Merkmalen seines Wohlgefallens und mit einem Schreiben an den Koadjutor. Auch schrieb er, durch Henningen dahin bewogen, an die Könige von England, Spanien, Dänemark und Schweden, zu Gunsten des

gedäng-

sam zuermessen, mehr als einerley Ursach gehabt. Er hat aber endlich, nach des Ordens Statuten, da man zum höchsten wider ihn wegen seines Verweigerens protestiret, gehorsamen, sich der vorsehung und Gottes gnedigen Gefallen bequemen, und mit dieser schweren untreglichen Last, wider allen seinen Willen, ja mit vergießung seiner Threnen beladen müssen, dessen man sich redlich Mann, so daran und über gewesen, ihm auff sein Gewissen und Ehren, vor Gott und den Leuten Zeugensleute sein können. — Wer mag nur in dieser kurzen Stelle den das Interesse seines Heren über alles liebenden Diener und gutmüthigen Teutschen verkennen!

geängsteten Ordens, so wie an die Städte Hamburg und Lübeck. Die Befehle des Kaisers an letztere Stadt überbrachte Henning selbst bey seiner Rückreise. Hier traf er auch Georg Siebergen, nun nach Kettlern, der die Komthurey Bellin erhalten hatte, Komthurn zu Dünaburg, an, der in gleicher Angelegenheit in Dänemark gewesen war, und reiste mit diesem, seines schlechten Gesundheitszustandes ungeachtet, schleunig nach Livland zurück. Seinen Herrn fand er im Feldlager vor Riga, zog von dannen mit ihm nach Reval, und befestigte sich da durch Dienstleistungen aller Art von neuem in der Gnade des Koadjutors. — Es ist zu muthmaßen, daß schon, als Henning das erstemal an den Woiwoden Nikolaus Radzivil von Kettlern abgeschickt ward, in geheim von dem staatsklugen Manne die nun bald erfolgende Trennung Kurlands von Livland, die Stiftung des neuen Herzogthums und die Unterwerfung des größern Theils unter Polen entworfen und verabredet worden sey. Der Erfolg dieser mit vieler Klugheit angelegten Verhandlungen zeigt wenigstens, daß Kettler in seiner immer bedenklichern La-

ge

ge die Folgsamkeit nicht bereuen durfte, mit der er Hennings sehr fein entworfnen Plan auszuführen unternahm.

Als auf die dem bedrängten Orden von auswärtigen Höfen gethanen schwankenden Versprechungen nicht länger zu rechnen war, machte sich Gotthard auf einmal schleunig nach Krakau, zum Könige von Polen, und Henning nach Schweden auf; Kettler, um sein durch die Drangsalen des Krieges und durch die Uebermacht eines alles drohenden Feindes, zum äußersten gebrachtes Land der Krone Polen zu unterwerfen und Kurland für sich zum Herzogthume sich auszubedingen; und Henning, den König von Schweden zu Genehmigung und Beförderung dieser wichtigen Unterhandlungen zu bewegen. Auf dieser Reise gerieth Henning zur See in die größte Lebensgefahr; aber er ward gerettet und kam glücklich nach Süderköping, wo König Gustav damals Hof hielt. Er richtete sein Geschäfft nach Wunsche aus, und kehrte, wieder mit Gefahr zu ertrinken, nach Reval zurück. Von Reval gieng er nach Wilna, wohin Gotthard eben aus Krakau kommen war, legte von seinen in

Schwe-

Schweden ausgeführten Verhandlungen Bericht ab, und ward von Kettlern, zum Beweise seiner Zufriedenheit mit der Mühle Keriffer im Revalschen, mit allen dazu gehörigen Bauern, Ländereyen und Zubehörungen, beschenkt. Zwölf Wochen hielt er mit seinem Herrn in Wilna sich auf, in welcher Zeit, durch Hennings thätigen Eifer, wegen Livland der Schutzhändel, zu großer Freude des Königs, getroffen ward. *) Nach seiner Zurückkunft in Livland, legte er dem Orden Bericht von seinen Verrichtungen vor, nahm eine Liste des gesammten Ordensheers auf und eilte wieder, in dringenden Geschäfften, nach Reval, wo er mit Anna Margaretha von der Pahlen sich verlobte, und von Kettlern mit dem stattlichen Falkenauischen Hause zu Reval beschenket ward. Während daß Henning in dieser Stadt einige frohe Tage der Selbstgelassenheit und Liebe genoß, lag Kettler noch im Anfange Winters im Felde, und söhnte zu Vellin mit dem alten Fürstenberg, der durch Ver-

*) Der König beschenkte Gotthardeu königlich, und Henning trug, wie Tetsch anführt, unterandern auch ein Stuck Sammet davon.

Verläumder wider ihn war aufgebracht worden, sich redlich aus.

Henning genoß seiner Ruhe nicht lange; er ward mit dem neuen Jahre (1560) sogleich nach Polen geschickt, und brachte es unter andern dahin, daß in der von Polen ausgestellten Urkunde des Schutzvertrages ein von den Livländern mit Bedacht eingeschalteter, von den Polen aber schlechterdings verworfener Ausdruck *) wieder an Ort und Stelle aufgenommen ward. Gotthard freuete sich bey seiner Nachhausekunft herzlich über den glücklichen Ausgang dieses von vielen für sehr bedeutend gehaltenen Geschäffts, führte Henningen, als er nun mit seiner verlobten Braut die Hochzeit vollzog, persönlich, von den Räthen der Lande Harrien und Wirland und dem ganzen Rathe zu Reval begleitet, zur Kirche, und beschenkte die Braut mit einer goldenen Kette. Schon zwey Wochen nach seiner Vermählung gieng er wieder, in Angelegenheiten seines Herrn, nach Kokenhausen,

*) Es sind die Worte: Non derogando Sacri Romani Imperii directo dominio. Allerdings bedeutend genug.

sen, Litthauen und Schweden. *) Als er eben in Stockholm war, starb König Gustav, und sein Nachfolger Erich beendigte die von Henningen zum Besten Livlands eingeleiteten Verhandlungen. Auf der Hinreise sowohl, als bey der Rückkehr aus Schweden, bestand Henning Gefahren und Abentheuer aller Art, bis er, nach tausend Noth und Mühseligkeit **) endlich Reval glücklich erreichte, von dannen er Gotthard den seinen Bericht abstattete, und sogleich wieder nach Wilna zum Könige gieng. Kaum war er einige Tage da gewesen, als er Nachricht erhielt, daß Kettler zu Mitau gefährlich danieder liege, und dieser sein Herr und Freund ihn eilig dahin beschied. Hier brachte Henning Tag und Nacht bey dem edlen Kranken zu, und hier war es, wo Kettler, von Dankbarkeit und Liebe gedrungen, seinem getreuen und über alles werthen Diener das in Kurland gelegene Wahnensche Gebiet,

*) Mit ihm giengen nach Schweden, Christoph Ponarski, als Gesandter des Königs von Polen, und zween Ordensritter, Otto Rawen und Jaspar Siebourg.

**) Dieser seiner Gesandschaft und des auf der Heimkehr erlittenen Ungemachs gedenkt Henning selbst in seiner Chronik ausführlich.

biet, die Güter Wahnen, Asuppen, Sutten, Warriben und Sabrzen enthaltend, verlieh, welche Schenkung Kettlers der König von Polen sogleich bestätigte.

Gotthard genas; und endlich kam der von Henningen mit unerkaltetem Eifer und ausdauernder Stetigkeit so lange betriebene Unterwerfungshandel mit Polen zu Wilna (1565, den 28. Nov.) glücklich zu Stande; die Regierung des teutschen Ordens hörte mit einemmale in Livland auf, Livland fiel Polen anheim, und Kurland erhielt in der Person Kettlers, des letzten Herrmeisters, seinen ersten Herzog. Wie viel Henning hiebey gethan und geleistet habe, das beweist schon die dankbare Freygebigkeit, mit der er um diese Zeit vom Könige sowohl, als vom Herzoge, beschenkt wurde. Als endlich Kettler, der sein Herzogthum nun ruhig besaß, mit der Prinzessinn Anna von Meklenburg sich vermählte, war es Henning, der bey dieser Verbindung für seines Herrn Interesse am meisten geschäfftig war. Nach dem zu Königsberg vollzogenen Beylager des Herzoges, gieng Henning von Goldingen, wohin er seinen Herrn mit seiner jungen

Ge-

Gemalinn begleitet hatte, gerade auf den Reichstag nach Lublin, und hier ward er vom Könige Sigismund August in den Adelstand erhoben. Der vom Könige ihm deßhalb verliehene Brief, den Tetsch angeführt hat, ist Hennings Verdiensten eben so rühmlich als dem Geber, der ihn hochzuschätzen und zu belohnen wußte. In demselben Jahre begab sich Just Clodt, kurländischer Kanzler, freywillig seiner Würde; der Herzog trug sie Henningen an; aber er schlug sie aus, und begnügte sich mit dem Titel eines fürstlichen Raths. Michael Brunnau, sein alter Freund, erhielt sie. Nun ernannte der Herzog Henningen, nebst Wilhelm von Effern und Alexandern Einhorn, zum Visitator der kurländischen Kirchen; ein mühevolles und in jenen Zeiten äußerst wichtiges Geschäfft, dem der vortreffliche Mann mit seltner Uneigennützigkeit, Weisheit und Standhaftigkeit vorstand, und das er größtentheils mit seinen redlichen Gehülfen zu grosem Segen seines neuen Vaterlandes beendigte. Dabey war er noch immerfort in Kettlers ernsthaftesten politischen Angelegenheiten sein vertrautester Rathgeber; er setzte des Herzogs Testament

auf,

auf, unterschrieb es mit den andern Räthen, und war, — ein Beweis der großen Achtung, in der er bey seinem Herrn stand, — Zeuge bey der Taufe des ältesten Prinzen Kettlers, Georg. Einigemal bat er, seiner geschwächten Gesundheit halber, von dem ihm höchst beschwerlichen Kirchenvisitationsgeschäffte befreyet zu werden; aber auf Gegenbitten der Landschaft, der Mitvisitatoren und der Geistlichkeit selbst *) behielt er dieses Amt, seiner Gesundheit

*) Nur eine Stelle aus der von Tetschen angeführten Bitte der Herren Prediger Hennings wegen, zum Beweise, was Henning in dieser Sache dem Lande war: — Schließlich weil wir arme Diener am Worte ohne geistliches Haupt, ganz zerstreuet und weniger als gar nichts, woran wir uns in unserm Amt und Anliegen zu halten gehabt, — wiewohl Ihro Fürstl. Durchl. das oberste Haupt des Landes ist, aber jetzo leider mit solchen hochwichtigen Sachen beladen sind, daß wir Dieselbe nicht allezeit überlaufen mögen — dennoch Einen haben müssen, der bey Ihro Fürstl. Durchl. allezeit einen freyen Zutritt unsertwegen hat und also alle Dinge ordentlich handelt, als bitten wir in aller Unterthänigkeit Ihro Fürstl. Durchl. den Herrn Salomon Henning gnädig dazu zu vermögen, daß er sich ja nicht davon absondern, sondern die Ehre Gottes befördern möge, denn wir bey seiner Arbeit befinden, daß er der göttlichen Ehre und uns armen Dienern der Kirche also gedienet und fürgestanden, daß wir dafür ihm nimmer zu viel danken können ꝛc.

sundheit und Ruhe zu großem Schaden, noch ferner. Um diese Zeit empfieng Kettler auch von dem neugekrönten Könige Stephan im Felde vor Wilna mit allen Feyerlichkeiten das Lehen. Henning begleitete ihn dahin, und berichtigte bey dieser Gelegenheit manche dem Herzoge sehr interessante Angelegenheiten. Nicht lange nachher ward Henning in einige Kurlands Religionsvorrechten nachtheilige Händel gezogen, die so sehr ihm nahegiengen daß er darüber in eine schwere Krankheit fiel, von der er jedoch wieder glücklich hergestellt wurde. Zu diesen Leiden kam noch (1587, den 17. May) der Tod seines Herzoges, dem er, als ein alter Diener und Freund, die Augen zudrückte. Gotthard hatte sogar in seinem Testamente seine Wittwe und Kinder der fortdauernden Treue Hennings empfohlen; und er erfüllte diesen ihm so rühmlichen Wunsch seines geliebten Fürsten mit Gewissenhaftigkeit bis an sein Ende. Doch entzog er sich nach und nach, aus Schwachheit und Sehnsucht nach Ruhe, den öffentlichen Geschäfften, und verlebte die letzten Tage seines thatenreichen Lebens im Schoße seiner Familie in ländlicher Einsamkeit zu Wahnen, wo er

auch

auch 1589 im einundsechzigsten Jahre seines Alters sanft verschied.

Er hatte sich dreymal vermählt, zuerst mit der oben genannten Anna Margaretha von der Pahlen, zu Reval, dann mit Anna von Bockum, und zuletzt mit Margaretha Sophia von Tobbin, und hinterließ aus diesen drey Ehen drey Söhne und eine Tochter, von denen die noch in Kurland lebenden wenigen Zweige der von Henningschen Familie abstammen.

Henning war, in der edelsten und reinsten Bedeutung dieses oft schändlich gemißbrauchten Ehrennamens, ein großer Mann; groß von Geist und Herzen, mit den besten Wissenschaften seines Jahrhunderts innig bekannt, unternehmend und vorsichtig in Geschäfften, schlau, duldsam und nachgiebig gegen Groß und Klein, wenn es die Klugheit erheischte, beharrend und ausdauernd in seinen einmal genommenen Vorsätzen, unverzagt in Gefahren und Unfällen, dem Interesse des Herrn, der sich seiner Rechtschaffenheit und Einsicht so ganz überließ, unverbrüchlich ergeben dankbar und beständig, frey von Selbstsucht und Eigennutz,

nutz, ein Mann von ungeheuchelter Gottesfurcht und Menschenliebe, ein unermüdeter Helfer der Leidenden und Armen, und in jenen habsüchtigen, harten und unsteten Zeiten gegen das Land, daß seinem Herzen nun als Vaterland werth war, bis ans Ende seiner Tage, durch That und Wort, erkenntlich. Man nehme den verworrnen Zustand Livlands, als er mit Gotthardden dahin kam; man erwäge die mannichfaltigen, zum Theil höchst bedenklichen Unternehmungen, Gesandschaften und Verhandlungen, denen er, zum Besten dieses seines vertrauten Wohlthäters, sich immer gutwillig unterzog; man denke sich die mancherley großen Menschen im ganzen Norden und Teutschland, mit denen allen Henning persönlich, und nicht immer zu ihrem eignen Vortheile, zu schaffen hatte, man sehe endlich die glücklichen Erfolge fast aller seiner gepflogenen Unterhandlungen; was durch ihn Kettler ward und that; und dann urtheile man über seine Gaben, über seine Weltkenntniß und Rechtschaffenheit. In unsern Zeiten ist der Name Geschäfftsmann ein modischer Ehrentitel worden, den man oft Männern von sehr eingeschränkter Wirksamkeit und Geistesstärke

ſtärke beylegt, und doch iſt er bedeutend und auszeichnend; aber wer verdient ihn mehr, als Henning, wer hat als bloßer Geſchäfftsmann, in einer ſo kritiſchen Lage der Sachen, durch wahren Muth und wahre Klugheit ſo ſchnell und glücklich das alles vollbracht, was Henning bewirkte? — Es iſt wahr, wenige Fürſten haben das Glück, unter ihren Dienern nur einen ſo treuen, ihrem Intereſſe ſo ganz ergebenen Freund zu finden, als Gotthard an Henningen hatte; aber Gotthard war auch Henningens würdig; er beſaß denſelben unternehmenden Geiſt, dieſelbe Gutmüthigkeit und ein eben ſo dankbares Herz; er erkannte den hohen Werth des ihm unentbehrlichen Mannes, und erwiederte ſeinen Dienſteifer mit Wohlthaten aller Art und mit ächter teutſcher Vertraulichkeit. — Es iſt ein großer Verluſt, daß Henning die Geſchichte ſeines politiſchen Lebens nicht ſelbſt, gerad und freymüthig, aufgezeichnet hat; — und daß er in ſeiner eignen Chronik bey den wichtigſten Begebenheiten, die er beſchreibt, ſeiner eignen Perſon nie gedenkt, obgleich Er zu vielen die erſte Triebfeder war, das iſt ein großes Beyſpiel von Beſcheidenheit und

Selbstverläugnung. — Sein in den letzten Jahren mit so allgemeinem Beyfalle verwaltetes Kirchenvisitatoramt scheint ihm, nach den vielen merkwürdigern und glänzendern Handlungen und Begebenheiten seines Lebens, doch wirklich die angelegentlichste gewesen zu seyn. Er war fromm und ein eifriger und aufrichtiger Christ, und hielt es deßhalb für sein höchstes Verdienst, durch Erbauung neuer Kirchen und Kapellen, durch Stiftung und reichliche Begabung neuer Predigerstellen, durch genaue Aufsicht über die nun wohlversorgten Geistlichen, durch Herbeyschaffung, oder Anfertigung der dem armen lettischen Landmanne unentbehrlichen Erbauungsbücher, und durch viele andre zum Heile des in Unwissenheit und Abgötterey versunkenen elenden Leibeigenen getroffne Vorkehrungen, einem ganzen Volke nützlich geworden zu seyn. Vermuthlich waren es Hennings Beschwerden, wenn Gotthard schriftlich und öffentlich klagte, *) daß viele Geistliche seinen aufrichtigen Absichten noch fort entgegen han-

*) Diese Worte stehen wörtlich in der nach Guthrie's und Gray's Plane bearbeiten kurzen Weltgeschichte, in des vierzehnten Bandes dritten Abtheilung, S. 474.

handelten, daß sie sich in ihrer Kleidung nicht nach Standesgebühr hielten, sich in weltliche Händel mischten, Handel und Wandel trieben, rechteten, jagten, schößen, Krüge hielten, auf allen Gastmahlen und bey allen Tänzen die ersten und letzten seyn wollten; ja, daß fast keine Gesellschaft gehalten werden könne, wenn nicht der Geistliche dabey wäre, die Gäste mit fröhlich zu machen. — Solchen Ernst flößte des scharfsehenden Kirchenvisitators Eifer dem sonst sanftmüthigen Fürsten ein. —

Als Henning lebte, schrieb man noch so viel nicht, und er war durch sein ganzes männliches Leben zu beschäfftigt und zerstreut, als daß er zu seinem Ruhme, wie seine Fähigkeiten wohl erwarten ließen, schreiben konnte. Aber die wenigen gedruckten Ueberbleibsel seines Geistes sind national und für Kurland gemeinnützig; sie sind mit einer dem verdienten Manne eigenthümlichen Bündigkeit und Klarheit verfaßt, und machen seinen schönen Einsichten Ehre, nicht Schande.

Die kurländische Kirchenordnung, (Rostock 1580 in 4.) ein herrliches Werk, auch ohne Rücksicht auf die damaligen Zeiten, das erste, was von ihm öffentlich

lentlich erschien, rührt großentheils, aber nicht allein, von ihm her. Der Superintendent Alexander Einhorn war sein Mitarbeiter. Diese Kirchenordnung ist äußerst selten und in Kurland vielleicht nur einmal vorhanden.

Eben so selten ist sein zu Rostock (1589 in Fol.) gedruckter Bericht, wie es bisher in Religionssachen im Fürstenthume Kurland, Semgallen und Livand ist gehalten worden, nebst dem Leben und Sterben des letzten Herrmeisters und ersten Herzogs in Kurland. Der letzte Theil dieses Werks ist eine der wenigen brauchbaren und bis auf unsre Zeit erhaltenen Quellen, die ein Geschichtschreiber Gotthards nicht ungenutzt lassen darf.

Nicht minder selten, und in gewisser Art wichtiger, als die beyden vorhergehenden Schriften, ist seine nach seinem Ableben von David Chyträus zu Rostock herausgegebene liv- und kurländische Chronik (Rostock, 1590, in klein Fol.) Sie ist in drey Theile getheilt, und enthält den Zeitraum von 1554 bis 1590, also die ganze Reihe derjenigen Begebenheiten, die Henning während seines Aufenthalts in diesen Ländern selbst erlebt hat, und wobey er,

wie

wie Chyträus in der Vorrede sagt, mehrentheils mit über und an gewesen. Diese Chronik ist in der damaligen Geschichte Kurlands von erheblicher Wichtigkeit, sie ist mit großer Kenntniß der Sachen, mit treuherziger Freymüthigkeit und in einem gewissen redseligen, nicht unangenehmen Tone geschrieben. Sie machte sogleich bey ihrer Erscheinung Aufsehn, sie ward zu Leipzig 1595 von neuem gedruckt, von der Universität Jena, auf Befehl Herzog Friedrich Wilhelms von Sachsen, dem Verlangen des Königs von Polen gemäß, verboten, und auf Anhalten der Fürsten in Kurland durch Vorstellungen desselben Königs wieder allgemein erlaubt und vertheidigt. — Jetzt wird sie nicht mehr gelesen; aber dem vaterländischen Geschichtforscher bleibt sie doch immer ein wichtiges und unentbehrliches Buch.

Wenn es einmal in Kurland Mode werden sollte, Gärten und angenehme Landparthien mit Denkmälern der edelsten und verdientesten Vorfahren, nach Art der Römer und einiger neuern Nationen, auszuschmücken, so vergesse man Hennings nicht; denn auch er hat zu seiner Zeit die Landschaft, die sein Wahnen umgab, bebaut und verschönert.

Von

Von den aerostatischen Ballons, oder Luftballen, und der vortheilhaftesten Figur, welche man diesen neuerfundenen Maschinen geben kann, um mit den wenigsten Kosten die größte mögliche Kraft hervorzubringen. *)

§. 1. Die im vorigen Jahre von den Gebrüdern Montgolfier in Frankreich erfundenen aerostatischen Ballons gehören ohne Zweifel unter die seltsamsten Entdeckungen unsers Jahrhunderts. Wer hätte noch vor wenigen Jahren es sich wohl einfallen lassen, daß es möglich wäre, solche Luftschiffe zu verfertigen, welche mit zentnerschweren Lasten beladen,

von

*) Ich schäme mich fast, bey diesem Aufsatze eines gründlichen Mannes, der eine der weitaussehendsten Erfindungen des menschlichen Geistes mit nicht gemeinem Blicke verfolgt hat, zu erinnern: daß, da der wichtigste Theil desselben in den am Ende vorkommenden Berechnungen besteht, die freylich nicht Jedermanns Sache sind und manchem vielleicht gar misfallen werden, ich dieser Unbehaglichkeit weder abhelfen konnte noch wollte, daß ich deßhalb bey einem Theile unsers Publikums um Nachsicht bitte und allein auf den Beyfall kundiger Leser rechne.

Der Herausgeber.

von sich selbst in die Höhe steigen könnten. Der ein- undzwanzigste November des vorigen Jahres, an welchem die Menschen es das erstenmal wagten, sich in den bisher so unbekannten und unermeßlichen Luftocean hinaufzuschwingen, wird, nebst den Namen des Erfinders und der ersten Luftschiffer, in der Geschichte der Erfindungen unvergeßlich bleiben.

§. 2. Freylich ist diese neue Erfindung noch unvollkommen und in ihrer Kindheit, so wie die Schiffahrt in der ihrigen war, als die ersten kühnen Sterblichen es wagten, auf einem Kahn über einen Strom zu setzen. Es läßt sich also von dem Nutzen, welchen die Menschen in künftigen Zeiten aus ihr und ihren Folgen ziehen werden, noch nichts mit Zuverläßigkeit bestimmen. Indessen wird einem Meteorologen sogleich beyfallen, daß ein solcher im Gleichgewichte mit der Luft freyschwebender, auch gegen Wind und Regen wohlverwahrter und dabey recht luftfester aerostatischer Ballon, ein vortreffliches Manometer abgeben müße.

Vielleicht erhalten wir auch durch diese Maschine eine nähere Kenntniß des Gesetzes, nach welchem die Dichtigkeit der Luft in verschiedenen Höhen abnimmt.

nimmt, sie kann uns durch Vergleichungen mit dem Stande des Barometers, Thermometers und Hygrometers, Aufklärungen geben über den Einfluß der Wärme und der Dünste in die Dichtigkeit und Elasticität der Luft, und wird uns ferner mit der Elektricität in sehr großen Höhen, wohin kein Drache steigen kann, und überhaupt mit der Beschaffenheit der höheren Theile unserer Atmosphäre etwas bekannter machen. Sie kann endlich ferner zu Signalen auf weite Entfernungen dienen, und uns vielleicht mit der Zeit, in Fällen, die wir jetzt noch gar nicht voraussehen oder vermuthen können, die wichtigsten Dienste leisten. Unsere Vorfahren wußten seit langer Zeit gar wohl, daß geriebener Bernstein gewisse kleine leichte Körperchen an sich ziehe, dachten sie aber sogleich an die Gewitterableiter? an die Heilung verschiedener für unheilbar gehaltenen Krankheiten durch die Elektricität? Erfindungen bieten immer einander die Hände, und jeder Schritt in der Experimentalphysik muß dem denkenden Naturforscher wichtig seyn. Man sehe hierüber eine lesenswürdige Abhandlung des Herrn Professor Lichtenberg, in dem göttingischen Ma-

gazin,

gazin, *) und die göttingischen gelehrten Anzeigen. **)

§. 3. Die Erfindung dieser aerostatischen Ballons ist so beschaffen, daß sie gleich bey ihrer ersten Erscheinung, ohne Rücksicht auf den künftigen davon zu erwartenden Nutzen, die Neugierde eines jeden rege machen mußte. Ganz Paris drängte sich hinzu, um die Versuche der Herren Montgolfier anzusehen, oder vielmehr anzustaunen, und wir wissen aus den öffentlichen Zeitungen, daß dergleichen Ballons schon an verschiedenen Orten mit dem glücklichsten Erfolge nachgemacht worden sind. Noch keine Erfindung ist jemals mit so vielem Eifer betrieben worden, und hat in so kurzer Zeit so große Schritte gemacht, als eben diese Luftschifferey. Da nun auch hier in Kurland der akademische Mechanikus Herr Bienemann sich erboten hat, einen solchen Luftball auf Subskription zu bauen, wenn zu seiner Schadloshaltung eine hinlängliche Summe Geldes zusammengebracht werden könnte, so gab mir dieses Gelegenheit, hierüber nachzudenken, und ich

*) Jahrgang 1783, 5tes Stück.
**) Jahrgang 1783, 180tes Stück.

ich hielt es um so mehr der Mühe werth, die Methode vom Größten und Kleinsten auf diesen Gegenstand anzuwenden, als etwas große Ballons immer sehr kostbare Maschinen sind, bey deren Verfertigung die Regeln der Sparsamkeit soviel als möglich beobachtet werden müßen.

§. 4. Bekanntermaßen bestehen diese Luftschiffe aus einer Decke, oder hohlem Körper, welcher mit der sogenannten brennbaren Luft angefüllt wird; und diese besondere Luftart ist sechsmal, oder wie andere wollen, gar zehnmal leichter, als die gewöhnliche atmosphärische Luft, nahe an der Ueberfläche der Erde. Der Unterschied dieser beyden Bestimmungen rührt unfehlbar zum Theil aus den nämlichen Ursachen her, wegen welcher die specifische Schwere der gemeinen Luft von den Physikern so verschieden angegeben wird. Die Dichtigkeit der untern Luftschicht ist nämlich nicht an allen Orten und zu allen Zeiten einerley, und um etwas Bestimmteres zu sagen, hätte man bey diesen Vergleichungen auch den Stand des Barometers, Thermometers und Hygrometers sehr genau bemerken sollen.

§. 5.

§. 5. Es giebt aber verschiedene Mittel, die brennbare Luft zu erhalten, indem sie aus allen drey Reichen der Natur erzeugt werden kann. Anfänglich wurde sie von den Erfindern der Luftschiffe blos aus Eisenfeil durch die Vitriolsäure entwickelt, welche Erzeugung etwas kostbar war. Nach öffentlichen Nachrichten hat man nunmehr Mittel gefunden, diese Luftart aus verschiedenen Körpern, aus dem Zinke, den Eingeweiden der Thiere u. s. f. mit weit geringerem Aufwande zu ziehen. Andere sonst schon bekannte Arten von entzündbarer Luft sind theils zu kostbar, theils ist ihre Erzeugung zu mühsam, oder sie haben eine größere specifische Schwere. Die brennbare Sumpfluft z. B. ist nicht nur etwas schwerer, sondern wird auch nur mit vieler Mühe erhalten. Die ätherische aus Weingeist und Vitriolsäure entwickelte brennbare Luft des Herrn Ingenhouß ist sogar schwerer, als selbst die gemeine Luft. Unter den übrigen nicht brennbaren neu entdeckten Luftarten, welche zum Theil specifisch leichter, als die atmosphärische Luft, befunden worden sind, ist auch keine einzige bekannt, welche sowohl in Ansehung der wohlfeilen und leich-

ten

ten Erzeugung, als der geringen specifischen Schwere, der angezeigten brennbaren Luft, bey Füllung dieser aerostatischen Maschine, den Vorzug streitig machen könnte.

§. 6. Die Hülle, oder Decke des Luftballs muß nicht nur aus leichter Materie gemacht werden, sondern auch luftfest und stark genug seyn, um dem Drucke, wodurch die ganze Maschine in die Höhe gehoben wird, zu widerstehen. Ist sie zu schwach, so wird sie reißen, und die eingeschlossene brennbare Luft wird mit einer heftigen Explosion herausfahren. Zu den kleinen Ballons von sechs bis acht Fuß im Durchmesser, gebrauchte der Erfinder anfänglich Taffent, mit aufgelöstem elastischem Harz überzogen. Bey größern Maschinen würde eine solche Decke nicht nur überaus große Kosten verursachen, sondern überhaupt zu schwach seyn. Man kann daher Taffent oder Wachstaffent mit aufgeleimtem Papiere dazu gebrauchen, oder auch statt des Taffents feine Leinwand nehmen, und das Papier gegen die Feuchtigkeit der Luft mit einem Oelfirniß verwahren. So wird Leim, Firniß und Papier die Maschine luftfest machen, und Leinwand

wand oder Taffent die gehörige Stärke verschaffen.

§. 7. Man muß aber bey Verfertigung der Decke noch auf folgende beyde Umstände Rücksicht nehmen. Erstlich, weil der Druck gegen die obersten Theile des Luftballs am stärksten ist, so muß auch selbige daselbst stärker gemacht, oder auf andere Art, z. B. durch ein Netz von Bindfaden, gegen das Reißen verwahrt werden. Ferner muß auch die Maschine ihr eigenes Gewicht tragen können, damit sie nicht zusammenfalle, und daher durch eine Karkasse, oder Gerippe aus Reifen, Sparren und Ständern hinlänglich befestiget werden. Zu den Reifen scheint Fischbein am tauglichsten zu seyn, die Ständer und Sparren aber können aus leichtem Fichten- oder Tannenholze, wie auch, wenn die Maschine nicht sehr groß ist, aus dünnen zusammengefügten Rohrstöcken gemacht werden. Die Gestalt dieser Karkasse, die Menge, Dicke und Länge ihrer Reifen, Sparren und Ständer, hängt von der Gestalt und Größe des zu verfertigenden Luftballs ab.

§. 8. Ist nun die Decke mit ihrer Karkasse fertig,

tig, so kann dieser hohle Körper folgendergestalt mit brennbarer Luft gefüllt werden. Man hat ein hierzu taugliches Gefäß, welches zum Theil mit der Mischung, woraus die brennbare Luft erhalten wird, angefüllt ist. Die ersten Erfinder nahmen, wie schon gemeldet worden, Eisenfeil, und gossen ein mit zwey bis drey Theilen Wassers verdünntes Vitriolöl hinzu. Die brennbare Luft, welche sich hieraus entwickelt, wird durch eine in dem untern Theile des Luftballs angebrachte Oeffnung, vermittelst einer Röhre, in den innern Theil hineingeleitet, oder man stellt das Gefäß selbst so in die Oeffnung, daß die aufsteigende brennbare Luft nothwendig in den Ballon kommen muß. Weil nun dieses hervorgebrachte flüßige Wesen weit leichter ist, als die gemeine Luft, so steigt es in der Maschine in die Höhe, letztere aber wird aus ihrer Stelle getrieben, und muß unten zu der Oeffnung herausfahren.

§. 9. Wer nur die Anfangsgründe der Hydrostatik verstehet, wird nun sogleich einsehen, daß die Gewalt, mit welcher der Luftball in die Höhe gehoben wird, dem Ueberschusse des Gewichts der aus der Maschine herausgetriebenen gemeinen Luft, über

die Gewichte der äußeren Decke, der Karkasse, wie auch der den innern Raum ausfüllenden brennbaren Luft zusammengenommen, gleich sey, daß, wann solcher Ueberschuß verschwindet, der Ballon überall in freyer Luft hängen bleiben müße, und weder fallen, noch steigen könne, und daß endlich das Steigen sich in ein Fallen verwandle, wann die Summe der letztern Gewichte größer wird, als das erstere.

§. 10. Soll nun die Gestalt eines solchen Luftballs auf das vortheilhafteste eingerichtet, keine unnütze Kosten aufgewandt, und mit einer gegebenen Menge brennbarer Luft, oder für eine bestimmte Summe Geldes, die größte mögliche Kraft hervorgebracht werden, so wird freylich einem jeden zuerst die Kugel beyfallen, als welche bekanntermaßen unter allen möglichen Körpern einen gegebenen Raum mit der kleinsten Ueberfläche einschließet. Es stellen sich aber bey Verfertigung großer Kugelballons allerhand Schwierigkeiten ein, die uns nöthigen, auf eine andere Figur zu denken. Nach der Kugel möchte man zuerst auf den Cylinder fallen, und diesem Körper oben ein kegelförmiges Dach geben, um zu gleicher Zeit die Kraft etwas

zu verstärken, die Bewegung regelmäßiger zu machen, den Widerstand der Luft zu verringern, und die Gefahr des Zerreißens zu vermindern. Bey sehr großen Luftballen wird man auch wohl statt des Cylinders lieber ein vieleckiges Prisma wählen, und statt des Kegels eine Pyramide aufsetzen. Ich werde mich aber blos auf die walzenförmige Figur mit dem aufgesetzten Kegel einschränken, und die Karkasse von Reifen, Ständern und Dachsparren dermalen noch nicht in Rechnung bringen, wobey folgende Aufgaben vorkommen.

§. 11. Aufgabe. Der Inhalt A^3 des Luftballs ist gegeben, man soll seine Abmessungen so bestimmen, daß die Ueberfläche, folglich auch das Gewicht des hohlen Körpers, so klein als möglich werde. — Auflösung: Der Durchmesser der Grundfläche des Kegels und Cylinders sey $= y$

die Höhe des Cylinders $= x$

die Höhe des aufgesetzten Kegels $= z$

die ganze Ueberfläche des Luftballs $= B^2$

die Verhältniß des Durchmessers zum Umkreis $= 1 : p$

so ist

$3py^2x + py^2z = 12A^3$ I.) und

$py^2 + 4pyx + 2py\sqrt{z^2 + \frac{1}{4}y^2} = 4B^2$ II.)

folglich aus I.

$$x = \frac{12A^3 - pyz}{3py^2}$$

Dieser Werth in II. gesetzt giebt

$$\frac{16A^3}{y} - \frac{4}{3}pyz + py^2 + 2py\sqrt{z^2 + \frac{1}{4}y^2} = 4B^2$$

welches ein Minimum seyn solle.

Man setze $4B^2 = X$, wird nun z als veränderlich angesehen und differentiirt, so kommt

$$-\frac{4}{3}py + \frac{2pyz}{\sqrt{z^2 + \frac{1}{4}y^2}} = \frac{dX}{dz}$$

Dieses Differential $= o$ gesetzt, macht endlich $z = \frac{y}{\sqrt{5}}$ Substituirt man diesen gefundenen Werth von z in der Function X, siehet y als veränderlich an, und differentiirt nochmals, so erhält man nach den bekannten Regeln

$$y^3 = \frac{8A^3}{p\left(1 + \frac{\sqrt{5}}{3}\right)} \text{ oder}$$

$$y = \frac{2A}{\sqrt[3]{p\left[1 + \frac{\sqrt{5}}{3}\right]}}$$ hieraus

$$z = \frac{2A}{\sqrt{5}\sqrt[3]{p\left[1 + \frac{\sqrt{5}}{3}\right]}}$$ und

$$x = \frac{A(\sqrt{5}+1)}{\sqrt{5}\sqrt[3]{p\left[1 + \frac{\sqrt{5}}{3}\right]}} = \frac{y+z}{2}$$

Weil nun sowohl

$$\frac{ddX}{dz^2} = \frac{py^3z}{2(z^2+\frac{1}{4}y^2)^{\frac{5}{2}}} = \frac{py^3}{3(z^2+\frac{1}{4}y^2)^2}$$

als $$\frac{ddX}{2dy^2} = \frac{16A^3}{y^3} + \left[\frac{3+\sqrt{5}}{3}\right]p$$

positive Größen sind, so geben die gefundenen Werthe von y, z und x ein Minimum.

§. 12. Es ist aber

$$\log \sqrt[3]{p\left[1 + \frac{\sqrt{5}}{3}\right]} = 0,2463447$$

Daher

$$\log y = \log A + 0,0546853$$

log

$\log z = \log A - 0,2947997$

$\log x = \log A - 0,0858121$

und

$y = 1,134189\,A$

$z = 0,507225\,A$

$x = 0,820707\,A$

oder y, z, x verhalten sich wie 100000, 44721, 72361, und es ergiebt sich aus diesen Formuln eine sehr leichte Vorschrift, wie aus dem gegebenen Inhalt ein solcher Luftball, dessen Uberfläche ein Minimum ist, zu berechnen sey.

Weil nämlich $y = z\sqrt{5}$ und $x = \frac{y+z}{2}$ so multiplicire man die Kubikwurzel aus dem gegebenen Inhalte mit der Zahl 5072 und dividire das Product mit 10000, der Quotient ist z oder die Höhe des Kegels. Multiplicirt man wieder das gefundene z mit der Zahl 2236 und dividirt durch 1000 so erhält man y oder den Durchmesser des Cylinders. Die Hälfte von z zu der Hälfte von y addirt, giebt die Höhe des Cylinders. Noch leichter wird die Rechnung, wann man den Durchmesser des Cylinders als gegeben annehmen will. Er

sey

sey $= a$ so ist die Höhe des Kegels $= \frac{a\sqrt{5}}{5} =$

$\frac{44721a}{10000}$ und die Höhe des Cylinders $= \frac{7236a}{10000}$

$= \frac{(5+\sqrt{5})a}{10}$ Ist zum Beyspiel der gegebene Durchmesser des Cylinders 30 Fuß, so wird die Höhe des Kegels $13^{\prime},416$ und die Höhe des Cylinders $21^{\prime},708$. Eine Berechnung die jeder machen kann, der nur die ersten Anfangsgründe der Arithmetik versteht.

§. 13. Wäre die Ueberfläche B^2 gegeben, und man suchte daraus die Abmessungen des Luftballs welcher den größten möglichen kubischen Innhalt hat, so hätte man aus *II*

$$x = \frac{4B^2 - py^2 - 2py\sqrt{z^2 + \frac{1}{4}y^2}}{4py}$$

welcher Werth in *I* gesetzt folgende Gleichung giebt

$$12B^2y - 3py^3 - 6py^2\sqrt{z^2 + \frac{1}{4}y^2} + 4py^2z = 48A^2$$

woraus man durch die Differentialrechnung wieder

$$z = \frac{y}{\sqrt{5}}$$

$y =$

$$y = \frac{2B}{\sqrt{p(\sqrt{5}+3)}} \text{ und}$$

$$x = \frac{B(1+\sqrt{5})}{\sqrt{5}.\sqrt{p}\sqrt{\sqrt{5}+3}} \text{ findet.}$$

Daher $\log y = \log B - 0{,}3070447$

$\log z = \log B - 0{,}6565297$

$\log x = \log B - 0{,}4475421$

und

$y = 0{,}493123\ B$

$z = 0{,}220531.\ B$

$x = 0{,}356827.\ B$

wo abermals y, z und x sich wie 100000, 44721 und 72361 verhalten.

§. 14. Bedeutet nun B^2 die kleinste mögliche Ueberfläche, so hat man

$$B^2 = A^2 \sqrt[3]{9p(5+\sqrt{5})} = 5{,}2901\ A^2$$

oder

$$\log B^2 = 2 \log A + 0{,}7234640$$

und wenn A^3 den größten möglichen kubischen Inhalt anzeigt, welcher mit einer gegebenen Ueberfläche B^2 eingeschlossen werden kann, so ist

$A^3 =$

$$A^3 = \frac{B^3}{3\sqrt{p}\sqrt{3+\sqrt{5}}} = 0{,}0821872.\ B$$

oder

$$\log A^3 = 3 \log B - 1.0851959.$$

§. 15. Für einen bloſſen Cylinder auf den kein Kegel geſetzt wird, wäre $z = 0$. Iſt nun deſſen Ueberfläche $= b^2$ und der kubiſche Inhalt $= a^3$ ſo findet man auf eben dieſe Art aus den Gleichungen

$$\tfrac{1}{2}py^2 + pyx = b^2 \text{ und}$$

$$\tfrac{1}{4}py^2x = a^3$$

für die kleinſte Ueberfläche aus dem gegebenen körperlichen Inhalt

$$y = x = a\sqrt[3]{\frac{4}{p}}$$

und für den größten kubiſchen Inhalt aus der gegebenen Ueberfläche

$$y = x = b\sqrt{\frac{2}{3p}}$$

Iſt nun wieder b^2 die kleinſte mögliche Ueberfläche, ſo wird

$$b =$$

$$b^2 = 3a^2 \sqrt{2p} = 5,53581 . a^2$$

oder $\log b^2 = 2 \log a + 0,7431812$

und wenn a^3 den größten möglichen kubischen Inhalt bedeutet, welcher einer gegebenen Ueberfläche b^2 entspricht

$$a^3 = \frac{b^3}{6} \sqrt{\frac{2}{3p}} = 0,0767765 . b^3$$

$$\log a^3 = 3 \log b - 1,1147718.$$

§. 16. Für die Kugel deren kubischer Inhalt $= \alpha^3$ und Ueberfläche $= \beta^2$ hat man den Durchmesser $y = \frac{\beta}{\sqrt{p}} = \alpha \sqrt[3]{\frac{6}{p}}$ daher

$$\beta^2 = \alpha^2 \sqrt[3]{36p} = 4,835976 . \alpha^2$$

$$\alpha^3 = \frac{\beta^3}{6\sqrt{p}} = 0,0940326 . \beta^3.$$

§. 17 Haben nun die Kugel, der Cylinder mit aufgesetztem Kegel, und der blosse Cylinder ohne Kegel einerley Inhalt, so verhalten sich ihre Ueberflächen wie die Zahlen

914156 : 1000000 : 1046447

Die eingeschlossenen Räume hingegen verhalten sich bey einerley Ueberfläche wie

1144115 : 1000000 : 934166

Es

Es erhellet also, daß obzwar gleich der Cylinder mit aufgesetztem Kegel der Kugel weit nachstehen müße, so gewähre er dannoch eine beträchtlich größere Gewalt, als der bloße Cylinder ohne Aufsatz. Bey einerley Inhalt wird das Gewicht der Decke des Luftballs ungefähr um den zweyundzwanzigsten Theil leichter, und bey einerley Ueberfläche gewinnt man mehr als den funfzehnten Theil an eigentlicher Kraft, wenn auf den Cylinder ein solcher konischer Aufsatz gemacht wird.

§. 18. Aufgabe. Das Gewicht eines Quadratfusses der Ueberfläche des Luftballs $= P$, das Gewicht eines Kubikfusses gemeiner Luft $= g$ und das Gewicht eines Kubikfusses brennbarer Luft $= q$ sind gegeben, man verlangt die Abmessungen des kleinsten möglichen walzenförmigen Luftballs mit konischem Aufsatze, welcher überall in freyer Luft hängen bleibt. — Auflösung: Es sey $g-q=Q$ und die Gewalt mit welcher der Luftball in die Höhe steigt, sey $= f$, so ist überhaupt

$$A^3Q - B^2P = f \text{ oder}$$

$$A^3Q - A^2P\sqrt[3]{9p(3+\sqrt{5})} = f \quad III)$$

Setzt

Setzt man für unsern Fall $f = o$ so kommt

$$A = \frac{P\sqrt[3]{9p(3+\sqrt{5}}}{Q} = \frac{5,2901\,P}{Q}$$

hat man nun A gefunden, so ergiebt sich daraus nach den Formuln §. 11 und 12. x, y und z.

Beyspiel. Es sey die gemeine Luft achthundert mal leichter als Wasser, und ein Kubikfuß Wasser wiege siebenzig Pfund. Ist nun die brennbare Luft sechsmal leichter, als die gemeine Luft, so ist

$g = \frac{7}{80}$; $q = \frac{7}{480}$ und daher $Q = \frac{35}{480} = \frac{7}{96}$. Auch sey $P = 4$ Loth oder in Pfunden

$$P = \frac{1}{8}$$

Hieraus findet sich

$$A = 9,0687$$

und nach §. 11. 12.

$$y = 10^{1},2857$$

$$z = 4^{1},5996$$

$$x = 7^{1},4427$$

Probe. Der kubische Inhalt des Luftballs ist

$745^{1}8^{2}1$

$745^{z}\ 821^{zz}$ und der Inhalt seiner Fläche in Quadratmaß $435^{z}\ 06^{zz}\ 47^{zzz}$

folglich wiegt die ausgetriebene gemeine Luft 65, 26 Pfund

Das Gewicht der Decke findet sich 54, 38 Pfund, und das Gewicht der brennbaren Luft, mit welcher der Luftball angefüllt ist 10, 88 Pfund.

Es ist aber $54, 38 + 10, 88 = 65, 26$.

§. 19. Aufgabe. Die ganze Ueberfläche des Luftballs werde in sieben Theile abgetheilt. Ein Quadratfuß der obersten zween Theile, welche den stärksten Druck auszuhalten haben, wiege fünf und ein halb Loth, ein Quadratfuß der mittleren drey Theile wiege vier Loth, und ein Quadratfuß der untersten zween Theile wiege drey Loth. Die Gewalt mit welcher der Luftball in die Höhe gehoben werden soll, sey von zweyhundert Pfunden. Man soll die Abmessungen x y und z so bestimmen, daß das Gewicht der Decke ein Minimum werde, und die ganze Maschine so wenig als möglich koste. — Auflösung: Es ist klar, daß das Gewicht der Decke das nämliche bleibt, wenn man durchaus das Gewicht eines Quadratfusses $= \frac{2.3 + 3.4 + 1.1}{7} =$

$= \frac{20}{7}$ Loth oder $P = \frac{29}{224}$ in Pfunden annimmt. Aus der Gleichung *III.* §. 18. wird also für diesen Fall

$$A^3 - \frac{460,2387}{49} A^2 * = \frac{19200}{7}$$

hievon ist die einzige mögliche und positive Wurzel

$A = 17,9272$

folglich $y = 20^z,3328$

$x = 14^z,7130$

$z = 9^z,0932$

Der ganze Inhalt des Luftballs oder $A^3 = 5761^z\ 520^{zz}$

Dessen Ueberfläche oder $B^2 = 1700^z, 16^{zz}$

Probe. Gewicht der ausgetriebenen gemeinen Luft $= 504,13$ Pfund

Gewicht der ganzen Decke $= 220, 11$ Pfund.

Gewicht der brennbaren Luft, womit der Luftball angefüllt ist $84,02$ Pfund.

Nun ist aber

$504, 13 - 220, 11 - 84, 02 = 200.$

§. 20. Da in den angezeigten Formuln die

Kar-

Karkasse von Reifen, Sparren und Ständern nicht mit in Rechnung gebracht worden, so wird man ohne mein Erinnern einsehen, daß die Gestalt des Luftballs etwas anders ausfallen müße, wenn sie mit Rücksicht auf diesen Umstand so bestimmt werden soll, daß entweder mit den wenigsten Kosten die größte mögliche Gewalt hervorgebracht, oder für einen bestimmten eingeschlossenen körperlichen Raum, oder gegebene Gewalt, das Gewicht der Decke und Karkasse zusammengenommen, ein Minimum werde. — Der Raum dieser Monatsschrift gestattet aber nicht, die etwas weitläuftige Analysis dieser Aufgaben für dießmal hier beyzubringen, und durch Beyspiele zu erläutern, daher wir diese weitere Ausführung auf eine andere Zeit verschieben wollen.

Erörterung eines Urtheils über Linguet, bey Gelegenheit des in Frankreich kürzlich erschienenen Werks Ueber die Verhaftsbriefe, (Lettres de Cachet) im teutschen Museum, May 1783.

Das vor Jahr und Tag in Frankreich öffentlich gedruckte Buch des jüngern Mirabeau, Ueber die Verhaftsbriefe, hat, durch seinen merkwürdigen Inhalt und des ungewöhnlichen und kühnen Enthusiasmus wegen, mit dem es geschrieben ist, im ganzen lesenden Europa nicht geringes Aufsehn gemacht. Man hat dieses Werk eines freyen, jungen Denkers, der es wagte, in dem despotischsten Staate wider Despotismus und Gewalt so laut und vorschreyend zu eifern, bewundert und verschlungen, getadelt und widerlegt verunglimpft und gemishandelt. Das ist das allgemeine Schicksal ungewöhnlicher Geistesprodukte, zumal wenn sie durch neue und sonderbare Behauptungen, blendende Gedanken und Einfälle, dreisten Witz und ein gewisses ungestümes Feuer im Vortrage so mächtig hervorstechen.

stechen. Eine gute Weile blieb der Verfasser des Buchs unerkannt; Alles rieth auf Mercier, oder Linguet; und bey dieser Gelegenheit hat es einem teutschen Gelehrten, der uns mit dem Gehalt und Werthe dieses Werkes im teutschen Museum ziemlich bekannt macht, gefallen, über Linguet ein Urtheil zu sprechen, das in Manchem wahr und gegründet, aber im Ganzen gewiß zu hart, und wenigstens nicht mit teutscher Billigkeit und Kaltblütigkeit verfasset ist.

Er sagt: "Linguet, der selbstsüchtige, seichte Zungendrescher Linguet, den ein ansehnlicher Pöbel zwar begleitet, weil er alles hat und alles braucht, was pöbelhafte Seelen anzieht; Prahlerey, Aufschneiderey, schnödes überlautes Wesen, Lügen Verläumdung, glänzendes Gewäsch, unerhörte Meynungen, Machtsprüche, Schnurren, Lästerung und Bombast; und das mit einer eisernen Stirne und einem eisernen frechen Herzen; alles, wie ich sagte, was der Pöbel vergöttert; aber was auch jeder Rechtschaffne mit Füßen tritt; — mit einem Solchen für Einen Mann gehalten zu werden das ist ehrenrührig, das ist Beschimpfung. — Was?

Linguet

Linguet dieser verächtliche Schwätzer, der nur sich beständig, nie die Wahrheit suchte; sie nur anblickte, um eine Seite an ihr zu entdecken, die zu verdunkeln, zu verdrehen, zu verstellen wäre; sie zuweilen küßte — aber wie Ischariot; zuweilen, vor Gericht, sie auch vertheidigte — für Ruf und Geld, aber mit geringerm Eifer und mit einem mindern Grade von Begeisterung, als Betrug und Laster; dieser Mann, der mit einer lächerlichen Unwissenheit in allen Fächern menschlicher Erkenntniß, mit einem kindischen Verstande und mit kindischer Unbesonnenheit die stinkendeste Eitelkeit verbindet; dessen Feuer ohne Wärme, dessen Witz ohne Geist, dessen Einbildung ohne Seele, dessen eignes Gefühl sogar ohne Rührung ist, und ihm nur die Galle, nie das Herz bewegt; ohne alle Gründlichkeit, ohne alle Ehrfurcht gegen sich und andre; ohne Einheit, ohne Ernst, ohne Würde, ohne Anstand, ohne Urtheil und Geschmack — der im Schlamme seiner widersprechenden Grundsätze und Begierden, wie ein Wurm sich unaufhörlich krümmen muß; der Lobredner eines Maupeou, der Sachwalter eines D' Aiguillon, und la Chalotais

Ver-

Verfolger, der Verfasser der Cacomonade — und des ekelhaften Wustes der Annalen; — der um seine abscheulichen Grundsätze nur halb und halb zurückzunehmen, an seinem eignen Leib die Bastille erst erfahren mußte, der Niederträchtige! der sollte nur vielleicht*) — der Urhebereines Werks nicht seyn, das von Anfang bis zu Ende von einem grossen, hellen, männlichen Verstande, von einem gefühlvollen, edlen Herzen u. s. w. zeuget? —"

Die Fortsetzung künftig.

*) Ein Rezensent in der Göttinger gelehrten Zeitung hatte gesagt: Einige halten Mercier, andre Linguet für den Verfasser des Buchs; aber vielleicht ists keiner von beyden.

Mitauische

Monatsschrift.

Februar, 1784.

Mitau,
gedruckt bey J. F. Steffenhagen, Hochf. Hofbuchdrucker.

Noch eines Dritten Wort über Montgolfiers Luftschifferey.

Hat je ein Mensch in der Luft geschifft, oder wird noch jemals einer darin schiffen? Das ist wohl eine Frage, die unter den Gesprächen über den neuen französischen Luftball aufgeworfen wird, dann eine zeitvertreibende Unterredung anknüpft, die des Einen Neugierde reizt, wenn sie des Andern Zweifel hervorlockt, den Dritten zum Ich dächte wohl treibt, den Vierten in süße Träume über die schöne obere Himmelsgegend, über die schnellen Fahrten in entlegene Gegenden, über neue Länderentdeckungen, über die neue Art, Städteeroberer zu werden, einwiegt, und endlich mit einem Man wird doch sehen beschlossen wird. Freylich ist das noch das beste Resultat der ventilirten Frage, bey Gelegenheit des französischen Mährchens; wenn aber beynahe eine ganze Nation ein Abentheuer für ein mögliches, oder gar schon wirkliches Ding

erklärt,

erklärt, so möchte wohl aufs neue bestätigt werden, was ein großer englischer Gelehrter von seiner benachbarten Nation zu sagen pflegte, daß der Witz dieser Nation mit dem Verstande davon laufe, und nur Irrthümer nachhinkten.

Es ist unbegreiflich, wie eine Täuschung sich so schnell über ein ganzes Volk verbreiten, eine Fabel zu einer allgemeinen Wahrheit machen, und mit ihrem ganzen Gefolge von Lächerlichkeiten, Thorheiten und Possen von Stadt zu Stadt ziehen kann, ohne daß auch nur ein Registe die Kontrebande verrufe. Aber wer darf wider den umherziehenden Haufen eines verblendeten, auf Abendtheuer erpichten Pöbels aufzutreten wagen? wer darf ihm die vorhergetragene Puppe, das Signal zum feyerlichen Aufzuge, entreißen? In Frankreich, wo doch noch mancher bekannte große Kopf wahre Verdienste um Künste und Wissenschaft besorgt, darf wohl vorjetzt noch keiner sich erkühnen, den belehrenden Widerspruch vor Augen zu legen. England lachte gleich, nicht bey der Erfindung des Luftballs, sondern bey der Grille, ein Luftschiff daraus zu gründen, und erklärte das ganze Ding für einen

Spott

Spott der Nation. Italien, dem man zu oft Trägheit zuschreibt, ist jetzt wirklich zu träge, sich der französischen Erfindung anzunehmen; vielleicht ists die Schuld eines Landriani, Volta, Fontana, Zanotti, u. a. Der ehrliche Teutsche dagegen, der nicht gern von andern etwas Arges wähnt, läßt sich auch hier einmal wieder von seiner angebornen Schwachheit des Nachahmungstriebes bethören, ohne mit seinen selbst erworbenen gründlichen Kenntnissen die vorgegebene Erfindung zu prüfen, und mit dem zu Geistesprodukten mit ihm verbrüderten Engländer zu spotten, macht er jetzt — auch Luftbälle. Aber noch sey es zur Ehre Deutschlands gesagt, keiner ist doch bis jetzt aufgetreten, der behauptete, es könne der Luftball in ein Luftschiff umgeschaffen werden. Wohl also, daß es nur noch beym Spielball verblieben ist. Weiter wirds auch nicht kommen. Diese Behauptung festzustellen, will ich einen Versuch wagen, der, wenn er auch nicht jede Subtilität erreicht, doch wenigstens lehrreich für die seyn wird, die gern über ernsthafte Wahrheiten nachzudenken pflegen.

Schiffen kann man nun wohl eigentlich nicht in

der

der Luft, so wenig man von einem Fische, von einem Taucher, vom Nikolaus Pesce sagen kann, er schiffe im Wasser. Auf dem Wasser schifft man; im Wasser schwimmt man. Wer also ein Luftschiff fabulirt, der redet von einem Dinge, welches schon dem Namen nach eine widersprechende Wortverbindung ist. Doch keine Wortklauberey! Also anders. Wer auf der Luft schiffen will, der bauet sich auf dem Erdboden, der sich zur Luft verhält wie der Meeresgrund zu dem über demselben stehenden Meere, eine Maschine, sey sie nun als Schiff gestaltet, oder wie sie wolle, mit welcher er durch die Höhe der verdickten Atmosphäre hindurch fährt, bis zu der Region hin, wo diese verdickte Luft aufhört; hier erhält er sich auf der Oberfläche der Atmosphäre durch die Kunst seiner Maschine, so wie sich ein Schiff auf dem Meere vermöge der Natur beyder erhält.

Auf dem Meere zu schiffen, hat wegen der großen Hülfe, die die Natur dabey leistet, geringe Schwierigkeiten, oder auch fast gar keine, wenn man nur nicht andere Nebenabsichten damit verbindet, und dadurch die Erreichung der Hauptabsicht

erschwe-

erschweret. Das Holz ist schon von Natur leichter, als das Wasser; dieses trägt also von Natur schon das auf dasselbe gelegte Gebäude; der Strom oder der Zug des Wassers, rühre er woher er wolle, ist ein natürliches Mittel, das Fahrzeug von der Stelle zu bringen; und der Zug der Luft, Wind, Sturm, wenn er auch nicht den Strom des Wassers ändert, so giebt er doch dem Fahrzeuge eine natürliche Richtung auf der Oberfläche des Wassers fort. Diese natürliche Richtung kann aber nicht immer der Absicht des auf dem Wasser Reisenden gemäß seyn; da tritt dann die Kunst zu Hülfe, spürt den vortheilhaftesten Bau des Fahrzeuges aus, sucht Mittel auf, ohne Wind, oder wohl gar mit widrigem Winde zu reisen, veranstaltet Sicherheit gegen bevorstehende Gefahren u. s. w. kurz die Kunst stützt sich auf dienstbare Naturkräfte. Wissenschaftliche Beobachtungen kommen dieser Kunst noch mehr zu Statten, und es entsteht daraus eine Schiffahrtskunde, die auf die gewissesten Grundsätze gebaut ist. Aber mit aller seiner Kunst geht der Mensch verloren, wenn in einem Sturme die Natur ihn lehrt, sie sey mächtiger, als alle seine Kunst.

Wird der Mensch so auf der Luft schiffen können, als er auf dem Wasser fährt? Die Frage wird schon verdächtig, sobald jene Betrachtung der Wasserfahrt vorausgeschickt ist; und nun gar näher beleuchtet, verschwinden alle die natürlichen Hülfsmittel bey Luftfahrten, welche bey Wasserfahrten so offenbar voraus daliegen.

Will der Mensch also auf der Luft schiffen (von dem in der Luft schiffen, wollen wir gleich nachher reden) so muß er mit der Natur kämpfen, er muß durch ein leichtes Element, welches nicht Menschen, nicht Geräthschaften derselben zu tragen vermag, sich mit unsäglicher Kunst erheben, um in die Region zu kommen, in welcher er auf der Luft zu schiffen wähnen könnte. Diese Kunst, sich von dem Erdboden, nach Art eines Fisches oder Vogels, zu erheben, hat, wie die Geschichte der Menschheit zeigt, schon manchen zum Narren gemacht, oder doch wenigstens in andern Wissenschaften gründliche Köpfe verleitet, das für wahr zu halten, was sie auf dem Papier so überzeugend dargestellt hatten; andere dagegen haben sich eine Freude daraus gemacht, durch künstliche, oder wissen-

schaft-

schaftliche Vorspiegelungen einen blinden, alles auf-ſerordentliche bewundernden Haufen zu äffen. Franciskus De Lana, Leibnitz, Borelli, Joſeph Galien, de la Folie, Magnus Pegelius, Paſchius, Sturm, Morhof, Lohmeier, Becher, Blanchard u. a. ſind Namen der Männer, die zu einer, oder der andern der vorhin genannten Klaſſen gehören.

Nur eine Geſchichte, ihren Verlauf und das Urtheil eines großen Mannes darüber, will ich hier erzählen.

Eins der merkwürdigſten Luftſchiffe, das auch auf franzöſiſchem Boden erbauet war wurde in der Mitte des ſiebzehnhundert und achtzigſtens Jahrs von einem jungen Mechanikus in Paris, Namens Blanchard, durch eine öffentliche Anzeige bekannt gemacht; es wurde zugleich erzählt, daß bereits zwölf Jahre lang an der Erbauung einer ſolchen Maſchine gearbeitet worden ſey, daß der Erfinder mit mancherley Schwierigkeiten dabey zu kämpfen gehabt habe, daß erſt der ſechſte Entwurf gelungen ſey, und daß zum Auffluge nichts weiter mangele, als die kräftige Unterſtützung eines tüchtigen Kapitaliſten. Der Kapitaliſt fand ſich. Aber es fand ſich auch Spott

neben

neben Vertheidigung ein. Weil der Franzose gern singt, so lebte auch Blanchard in Gassenhauern. Jedermann bezweifelte die Möglichkeit, und doch kam man, das Wunder zu sehen. Der Tag zur Probe kam an, und Blanchard — hatte keine Zeit. Man setzte einen neuen Termin. Einem solchem Unfuge konnte de la Lande nicht länger mit Stillschweigen zusehen; er versuchte also die schwindelnden Köpfe seiner Mitbürger wieder in die natürliche Lage zu rücken. *)

O!

*) Er schrieb deswegen an die Verfasser des Journals de Paris folgenden Brief:

Il y a si longtems, Messieurs, que Vous parles de bateaux volans, qu'on pouroit penser à la fin, que Vous croyes à toutes ces folies, ou que les Savans, qui coopèrent à votre Journal, n'ont rien à dire pour ecarter de prétentions aussi absurdes. Permettes donc, Messieurs, qu'à leur défaut j'occupe quelques lignes dans Votre Journal, pour assurer à Vos lecteurs, que si les Savans se taisent, c'est n'est que par mepris.

Il est demontré impossible dans tous les sens, qu'un homme puisse s'élever, ou même se soutenir en l'air; M. Coulomb, de l'Academie des sciences, a lû, il y a plus d'un an, dans une de nos Seances, un Memoire, ou il fait voir par le calcul des forces de

O! de la Lande, was mußt du jetzt denken? — doch nein. Hätteſt du vor vier Jahren an unſre brennbare Luft gedacht, dieſe, als ein natürliches Mittel, den Menſchen, freylich durch Hülfe einiger Vorrichtungen, in die obere Luft zu führen, mit prophetiſchem Geiſte geahndet; du hätteſt nicht ein ſo ſtrenges allgemeines Urtheil gefällt.

Nun gut, unſere brennbare Luft iſt alſo das kräftige Mittel, uns Erdenfüßler von dem trägen Boden zu entrücken, und zu Bewohnern der Lüfte zu erheben; und wir können alſo das möglich, ja wirklich machen, was de la Lande mit ſo ſtrengem Eifer für unmöglich erklärt. Wir glücklichere Sterbliche werden alſo bald in der Luft — — ſchiffen? Nein, nicht ſchiffen; das will ich im Vertrauen auf deinen, unter uns auch athmenden Geiſt, o! de la Lande, mit Gründen leugnen, die du aufzuſtellen nicht für nöthig hielteſt.

Der mit brennbarer Luft gefüllte Ball wird alſo

l'homme, fixées par l'experience, qu'il faudroit des ailes de douze à quinze mille pieds, muës avec une viteſſe de trois pieds par ſeconde: il n'y a donc qu'un ignorant, qui puiſſe former des tentatives de cette eſpece &c.

also so hoch steigen, bis in der obern Atmosphäre die Luft zu leicht wird und den mit Lasten beschwerten Ball nicht höher steigen lassen kann; hier, auf dieser Grenze wird das neue Luftschiff ruhen, und wenn in der Masse der brennbaren Luft keine Abänderung erfolgt, so wird es mit dem Strome der Luft, so wie das Schiff mit dem Strome des Wassers, fortgeführt werden. Würde man nun, sagt man, Mittel erfinden, durch Segel, Ruder und Steuer die Luftmaschine so zu lenken, wie man Schiffen auf dem Wasser den Weg vorschreibt; so wäre ja die Kunst, an welcher der große de la Lande noch kürzlich zweifelte, erfunden.

Nein! nicht erfunden. Die Kunst, auf eine über alle Weise sonderbare Art den Hals zu brechen, wäre höchstens erfunden worden. Man bedenke nur, um in der Vergleichung der Luft mit dem Meere zu bleiben, daß die Luft weit mehr Strudel, Klippen, Sandbänke, Stürme bey sich hat, als das Meer; man bedenke, daß das Meer durch eine ihm eigene Naturkraft das Schiff trägt, und dieses hinwiederum durch eine ihm eigene Naturkraft auf der Oberfläche des Wassers sich erhält; man bedenke,

daß

daß man nicht in der Gefahr ist, in den Abgrund des Meeres zu versinken, wenn ein Tau reißt, das Ruder bricht, ein Lek entsteht, u. s. w. daß man nur auf seinem Wege aufgehalten, höchstens bey aller Zusammenkunft von Unglücksfällen, verschlagen wird: selten einmal geschieht es, daß ein Schiff mit Mann und Maus zu Grunde geht. Dagegen bedenke man, daß die obere Grenze des Theils der Atmosphäre, wo sich die Luftmaschine nach gerader Richtung fortbewegen soll, schlechterdings nicht als eine solche geradlinige Fläche, wie die Oberfläche des Wassers ist, gedacht werden kann, vielmehr ist es gewiß, daß die von der Erde aufsteigenden Ausdünstungen, eben weil sie nicht alle von gleicher Natur sind, auch nicht alle gleich schwer seyn, und also auch nicht eine gleiche Luftregion einnehmen werden. Wo die Luftmaschine nun auf ihrem angefangenen Wege schwerere Dünste findet, da wird sie schnell, sey es gerade oder schief, in die Höhe fahren, und bey dem gleichen Maaße der im Luftball befindlichen brennbaren Luft, wird sie, wenn sie wieder leichtere Dünste antrifft, schnell in den Abgrund herabstürzen; kaum hat sie sich hier wie-

der gesetzt, und kaum haben sich die verwegenen Schiffer wieder etwas besonnen, so ist schon eine neue Luftwelle da, die sie zurück in die höhere Region schleudert. Kommen nun gar die unendlich verschiedenen Luftzüge hinzu, die nach, wer weiß was für durchkreuzenden und entgegengesetzten Richtungen in höchst sonderbaren Kreisen und Wirbeln, daher fahren, Wolken von verschiedener Dichtigkeit und Höhe, elektrische Wolken hinzu, — so möchte ich doch ein Mittel wissen, gegen solche, in jedem Augenblicke aufstoßende, ohngefähre Zufälle sich zu sichern, oder wohl gar im voraus zu bewahren. Segel werden da nichts helfen, wo der Wind eben so schnell das unterste zu oberst kehren kann, als er von oben herab Ball, Maschine und Luftfahrer untereinander wie Spreu zerstreuen, und zerschmettert zu Boden werfen kann.

Aber, wird jemand sagen, es ist ja schon wirklich eine versuchte Fahrt geglückt. Ja wohl geglückt; allein zu was für einer ausgesuchten Zeit, mit was für Vorsicht — und auf was für eine kleine unbedeutende Strecke? Die ersten beyden Stücke sind selten zu erhalten, und die kleine Stre-

cke

ke Weges ist so unentscheidend für die durch den ersten Versuch gezeigte Möglichkeit einer Luftreise, daß der ganze Versuch von allem, was gesucht wird, noch nichts zur Wahrscheinlichkeit bringt. Sollte die Tollkühnheit nicht bald aufhören, so fürchte ich, es wird das Spiel noch ein trauriges Ende nehmen.

Vielleicht wird man aber selbst aus einer zum Theil mislungenen Fahrt auf der Luft eine andere brauchbarere Kunst lernen, nämlich in der Luft zu schiffen, das heißt, sich durch Hülfe der brennbaren Luft und der Abänderung der Masse derselben, bald in diese Luftschicht, bald in eine andere zu versetzen, und bald nach gerader Richtung, bald nach schiefer, bald nach oberwärts, bald nach unterwärts hinzulenken. Auch das glaube ich nicht. Ich will einmal nichts davon reden, daß der Ausdruck, in der Luft schiffen, so unschicklich ist, und daß es eigentlich heißen sollte, in der Luft schwimmen, so ists doch wegen der Beschaffenheit der Luft und der Verhältnisse des menschlichen Körpers und seiner Hülfsmaschinen gegen dieselbe ganz unmöglich, so etwas nur je zu ahnden.

Um dieß gehörig zu entwickeln, müßte man die Natur befragen, die die Fische mit der Gabe ausgerüstet hat, im Wasser zu schwimmen. Ohne die Natur zu Rathe zu ziehen, welche die einzige Lehrmeisterin aller Künste ist, und von deren Lehren jede Kunst, wenn sie eine wahre, brauchbare Kunst seyn soll, nichts weiter, als eine geschickte Nachahmung ist, irrt man auf Abwege, die nur zu Thorheiten, oder zu Spielen des Unverstands führen.

Der ganze Bau eines Fisches ist so weise von der Natur eingerichtet, daß ihm nichts von alle dem fehlt, was erfordert wird, um einen Körper, der weit schwerer, als das Element ist, worin er lebt, in diesem Elemente ohne alle Schwierigkeiten, nach allen Richtungen hin, zu bewegen. Ich will nur von den Werkzeugen des Schwimmens reden; nichts von des Fisches Gestalt, und von den Verwahrungsmitteln gegen den verschiedentlichen Druck des Wassers, den er in der Tiefe leiden muß, verschieden von dem in der Oberfläche des Wassers, verschieden bey ruhig fließendem, verschieden bey stark strömendem Wasser. Jene Werkzeuge des

Schwim-

Schwimmens sind hauptsächlich 1) die Brustflossen, die ihm statt der Ruder dienen, sich fortzubewegen, 2) die Schwanzflosse, die das äußerste Ende des Fisches ausmacht und dazu dient, den Körper zu lenken und fortzustoßen, und endlich 3) die in aller Absicht höchst merkwürdige Schwimmblase, die der Fisch, so oft es nöthig ist, bald mit Luft anfüllen, bald auch wieder ausleeren kann. Diese Schwimmblase ist vermittelst einer Röhre, welche aus derselben nach dem Magen geht, mit diesem verbunden, und die Luft findet durch den Magen, mit Hülfe dieser Röhre, zur Luftblase ihren Ein- und Ausgang. Diese Luftblase dient ihm dazu, sich, wenn er Luft in die Blase einnimmt, leichter zu machen, um aus der Tiefe in die Höhe kommen zu können; wenn er die Blase aber wieder von Luft ausleert, aus der Höhe in die Tiefe hinabzusinken. Versuche, indem man diese Blase mit einem feinen Drat durchstochen hat, haben gelehrt, daß es dem Fische, so vortheilhaft sonst auch sein Bau zum schwimmen eingerichtet ist, dann schlechterdings unmöglich ist, sich aus dem Grunde des Wassers wieder zu erheben.

Das itzt gesagte wende man auf die aerostatische Maschine an, so frage ich, wird sie die Stelle der Werkzeuge zum schwimmen in der Luft vertreten können, die die Fische im Wasser haben? Ist der mit brennbarer Luft gefüllte Ball das zu leisten im Stande, was die Luftblase dem Fische leistet? Ist nicht das Wasser achthundert mal schwerer als die Luft, und hat also um achthundert mal mehr Kraft, die in ihm befindlichen Körper zu tragen? Ein geringes Nachdenken über die Beschaffenheit der Luft und über die möglichen Werkzeuge darin, der Natur eines jeden Dinges gemäß, lehrt, daß man nicht in der Luft — schwimmen kann.

Aber, könnte man endlich fragen, man wird doch vielleicht darin fliegen können? Auch das nicht. Wir wollen wieder die allgemeine Lehrmeisterin, die Natur, befragen. Ist irgend ein Gegenstand in der Natur unsrer Bewundrung werth, so ists gewiß der Flug der Vögel. An ihrem ganzen Körper ist nichts vorhanden, das nicht spezifisch schwerer wäre, als die Luft, ja sogar schwerer, als das Wasser, so daß man, im Durchschnitt angenommen, die spezifische Schwere eines Vogels allezeit

zwi-

zwischen achthundert bis tausendmal bestimmen kann. Und doch schwebt diese Last mit der größten Leichtigkeit und Sicherheit in diesem trüglichen Element, und durchschneidet einem Pfeile gleich die widerstehende Luftmasse. Der cyrunde Bau des Körpers, die elastischen Federn, womit er bekleidet ist, der spitzig zulaufende Kopf und Schnabel, die breite, aber schräge abwärts laufende Brust, die ausgehöhlte Gestalt der Flügel, die Leichtigkeit, womit sie weit ausgespannt und wieder eingezogen werden können, die Behendigkeit, womit die Schwanzfedern jede Richtung befördern, dieß alles steht in einem so merkwürdigen, so genau berechneten Verhältnisse mit der Beschaffenheit der Luft, mit den ohngefähren Zufällen darin, mit jeglichem Bedürfnisse des Vogels, daß der aufmerksame Beschauer der Werke der Natur hier eine Meisterhand erkennt, die der schwache Mensch schlechterdings nicht nachzuahmen vermag. Und doch habe ich nur erst das Aeußere des zum fliegen geschickt gemachten Vogelkörpers genannt; wie würde man erstaunen, wenn man die Silberschlagsche Theorie vom Fluge der Vögel nachgerechnet hätte. Der innere Bau

seines Körpers, der, nach den Beobachtungen eines Hunters, eines Campers und in unsern Tagen eines Merrems, aus fast unzählichen Luftgefäßen besteht, die vermittelst verschiedener Oeffnungen in den Lungen mit Luft angefüllt werden können, darneben noch viele seiner Knochen, die nicht mit Mark, sondern nur mit einem leichtflüßigen Oele in luftigen Zellen angefüllt sind, — das alles gehört dazu, um den Vogel zum Fluge geschickt zu machen.

Es ist unmöglich, etwas mehreres vom Schwimmen der Fische und vom Fluge der Vögel hier an diesem Orte beyzubringen; das angezeigte sollte nur dienen, die Vorstellungen unserer Leser, bey der Beurtheilung des Zwecks der jetzterfundenen Luftbälle, auf Betrachtungen zu lenken, die beym fortgesetzten Nachdenken es unumstößlich gewiß machen, daß der Mensch nie auf der Luft schiffen, nie in ihr schwimmen, nie in ihr fliegen wird. Mag immerhin einer auftreten, der dergleichen erfunden zu haben wähnte, so bin ich doch gewiß, daß der Ausspruch des de la Lande noch lange wahr bleiben wird.

Ueber Feyerlichkeiten und Feste.

Feyerlichkeiten sind öffentliche Veranstaltungen, welche geschickt sind, diejenige Erwartung zu erwecken, und zugleich diejenige Empfindung hervorzubringen, denen die Feyer eines Tages geheiliget ist. Eine jede öffentliche Feyer aber setzt eine solche Gelegenheit, darzu einen solchen Gegenstand voraus, dessen Wirklichkeit, Wichtigkeit und Größe nicht bezweifelt werden kann. Hieraus folget von selbst, daß es nicht in unserm Belieben steht, was und wie wir feyern wollen, sondern daß jenes durch die Wichtigkeit des Gegenstands und dieses durch zweckmäßige Anstalten bestimmt sey. Je größer das Nationalinteresse ist, desto wichtiger ist der Gegenstand, und jemehr die Anstalten darzu dienen, uns von der Wichtigkeit dieses Gegenstandes ganz einzunehmen, desto zweckmäßiger sind sie. Der allgemeine Endzweck aller Feyerlichkeiten ist, von dem gerührten Zuhörer und Zuschauer das zu erhalten, was man von dem nur einsichtsvollen umsonst erwarten würde. Feyerlichkeiten und Feste haben also, im allgemeinen

nen Verstande genommen, einerley Endzweck mit den schönen Künsten, und stehen, da sie sich gegenseitige Dienste leisten müßen, in einer unzertrennlichen Verbindung mit einander. Die schönen Künste können sich ohne die Mitwirkung öffentlicher feyerlicher Veranstaltungen niemals in ihrem wahren Lichte zeigen, und eben so sind hinwiederum diese ohne jener Unterstützung nicht vermögend, Erhöhung der Sinnes- und Gemüthsart zu wirken. Unsere heutigen Staatsverfassungen wissen zwar von dem allen nichts, und fast möchte man daher schließen, daß sie keines Bürgers und keiner guten Sache mehr fähig sind. Aber es war eine Zeit, da die Staatsweisheit ihre neue Richtung noch nicht genommen hatte, da man die Kunst zu regieren für keine Finanzsache, die Nationen für keine Maschinen hielt, da die schönen Künste und die öffentlichen Feyerlichkeiten die Beschäfftigungen der größten Staatsmänner des größten Volks waren. Diese Männer haben eingesehen, daß der Staatsverfassung fester Grund nicht Codex, System oder Form, sondern der Einwohner Denkungs- und Handlungsart sey, daß der Geist der

öffent-

öffentlichen Verfassung nicht durch den todten Buchstaben auf dem Papiere, sondern dadurch, daß er jeden Unterthanen beseele und beherrsche, sichtbar werden müße. Zu dieser Herrschaft der Seele aber gelangt man durch die Sinnlichkeit; der träge Verstand kann zwar nach seiner Einsicht befehlen, aber nicht thun; der schärfste Beweis unsrer Pflichten hat auf unsre Handlungen einen unbedeutenden Einfluß, und bleibt außer uns liegen, wofern er nicht durch sinnliche Wege sich mit uns vereinigen kann. Der Verstand allein hat noch nie etwas Großes in der Welt ausgerichtet. Leidenschaften wollen wir haben, und die Tugend kann uns zur Leidenschaft gemacht werden. Alle große Staatsrevolutionen haben mit einem sinnlichen Eindrucke ihren Anfang genommen; die leichtsinnigsten Usurpateurs haben sich um nichts, als den äußerlichen Pomp der Krönung und den Besitz der an sich so unbedeutenden Reichskleinodien bekümmert. Ist das menschliche Herz einmal so beschaffen, so muß man zuvorkommen, und sich dessen zum Guten bemächtigen. Daher erfordert die psychologische Politik Zeichensprache, Purpurröcke,

Kro-

Kronen, Fascen, insonderheit aber schöne Künste, öffentliche Reden, Schauspiele, Feyerlichkeiten, Feste. Daher haben die Griechen hievon, als von einer höchstwichtigen Sache, in ihren Gesetzen gesprochen. Sie erhielten dadurch einen Endzweck, den man in unserm handelnden Jahrhunderte aus den Augen gesetzt hat, und ohne welchen gleichwohl Macht und Reichthum selbst den Staat seinem Untergange nur näher bringen; den Endzweck nämlich, die Tugenden eines werdenden Volks bey einer schon gebildeten Nation zu erhalten; mit jeder Feyerlichkeit die Herzen aller Anwesenden mit patriotischer Kraft aufs neue zu erfüllen, sie zu Bürgern und des Geists ihrer ersten und größten Landsleute theilhaftig zu machen. Das war die große Absicht der Feyerlichkeiten und öffentlichen Spiele zu der Zeit, als sie noch den vornehmsten Theil einer nur auf die alte Heldengeschichte des Vaterlands sich gründenden Landesreligion ausmachen konnten, als welche damals noch durch keinen Geist der Abstraktion verunstaltet, oder durch eine übel angewandte Philosophie ihres Schmucks beraubt, kahl und zu einem Theile der Gelehrsamkeit

keit gemacht war. So wenig auch sonst die Vergleichungen in Religionssachen statt haben, so unerträglich bey unsern Kenntnissen einige sinnliche Vorstellungen geworden seyn mögen, so kann man es doch als einen großen Fehler unserer Zeiten anmerken, daß der äußerliche Gottesdienst so wenig und so armselig beobachtet wird, und daß man den Endzweck der Religion durch Wahrheiten, die unsern Verstand und Tiefsinn nur allein beschäfftigen können, zu erhalten hofft. Wir haben in unserm raisonnirenden Zeitalter kaum noch einen Begriff davon, wie öffentliche Spiele und gewisse Feyerlichkeiten ein wichtiger Theil einer Religion haben seyn können, und insonderheit, wie man vor diesem christlichreligieuse Dramas, deren innerlicher Werth hieher gar nicht gehört, hat aufführen mögen. Allein wie es nicht schwer fällt, aus der Geschichte zu zeigen, daß jene Spiele, Feyerlichkeiten, schöne Wissenschaften und Künste ehedem der Religion heilig waren; so würde man auch leicht darthun können, daß sie noch eben so der wahren Religion erster und eigentlicher Gegenstand seyn können. Die Gott geheiligten Arbeiten eines Mengs,

eines

eines Graun und Klopstock sind der stärkste Beweis hievon. Das beweisen auch schon die Ceremonien der alten jüdischen Kirche, welche die göttliche Regierung unmittelbar angeordnet hat. Eben das lehren auch unsere heiligen Gebräuche, besonders aber einige der römischkatholischen Kirche. Was ist, zum Beyspiele, vermögend, diejenige hohe Empfindung der Majestät und Gegenwart Gottes in uns zu erwecken, die allen Reisebeschreibern unaussprechlich ist, wenn sie uns von einigen heiligen Kirchengebräuchen zu Rom, als dem Frohnleichnamsfeste, dem Aschermittwoch und selbst dem grünen Donnerstage einen anschauenden Begriff geben wollen: oder nur, wem bleibet nicht der feyerliche Anblick unvergeßlich, wenn er gesehen hat, wie eine Gesellschaft Ordensbrüder mit so viel Anstand, Stille und Ordnung in den Tempel kommt, der Reihe nach auf die Erde hinkniet, und in unveränderter Stellung in tiefster Andacht anbetet. Eben so erhält auch der Staat die größten Absichten, wo weise Gesetze, nicht Schmeicheley, Eitelkeit Müßiggang oder gar Sklaverey, Staatsfeste und öffentliche Feyerlichkeiten eingeführt haben.

Der

Der Triumph der römischen Imperatoren war im Grunde nichts anders, als eine feyerliche Processsion nach dem Tempel des kapitolinischen Jupiters; aber Montesquieu unter andern sagt, daß die vornehmste Ursache des Wachsthums der römischen Größe und Macht vorzüglich mit diese Triumphe, und wieder die Abschaffung der Trinmphe eine der ersten Ursachen des Verfalls dieses Reichs gewesen sey. Eben so könnte man die lateinischen Feyertage der Römer und das panthenaische Fest der Griechen unter die Ursachen der Größe dieser Staaten setzen. Eine jede Republik, deren Bürger sich als eine unter sich eigene Familie ansehen können, ist ein glücklicher und mächtiger Staat. Dazu waren diese Feste bestimmt. An den lateinischen Feyertagen sollten siebenundvierzig vereinigte Völkerschaften auf dem unter ihnen in der Mitte liegenden albanesischen Berge zusammenkommen, fröhlich seyn und dem Gotte des vereinigten Volks, dem Jupiter Latialis, ein Opfer bringen, zu dessen Unkosten alle mit einander beytragen mußten. An dem panthenaischen Feste der Griechen sollten öffentliche feyerliche Anstalten getroffen werden, um sich auf

eine

eine lebhafte und frohe Weise zu erinnern, wie ehedem Theseus die verschiedenen Völker von Attika in Athen vereiniget, und sie durch diese Vereinigung glücklich gemacht habe. In den Nachrichten von China findet man noch in unsern Tagen ein politisches Fest, dessen Beschreibung man ohne Rührung nicht lesen kann. Die Geschichte lehret uns, daß weder Eroberungs- noch Handlungs- noch eine andere Nationalindustriesucht dem Staate wahre Glückseligkeit, öffentliche Tugend, und auf innerliche Gesundheit sich gründende Stärke verschaffen können, daß aber der Ackerbau alles in allem ist. Alle Kaiser von China sind daher zu einer jährlichen feyerlichen Verrichtung verbunden, die darin besteht, daß sie im Frühjahre mit eigener Hand ein Stück Landes öffentlich aufpflügen, und das aufgepflügte hernach auch einsäen. Zur nämlichen Zeit verrichten die Statthalter in allen Provinzen dieselben Ceremonien. Es geschiehet solches sowohl von dem Kayser als den Mandarinen mit einem gewissen festlichen Pompe, den man der ersten aller Künste schuldig ist; und von so vielen tausend Zuschauern, die die Feyerlichkeit der Anstalt

stalt herbeylockt, ist keiner, der nicht für das, was die Grundfeste seines Vaterlands ausmacht, aufs neue eingenommen, nach Hause zurück kehrt.

So kann eine jede Hauptstaatstugend durch öffentliche Anstalten auf die späteste Nachwelt fortgepflanzet werden. Die Venetianer sind aus dem Wasser entstanden, und haben die Herrschaft zur See zur Staatsgrundmaxime ihres Vaterlands angenommen. Ihre jährliche Ceremonie der Vermählung mit dem Meere ist bekannt. Der Doge begiebt sich auf dem Paradeschiffe Bucentoro in die See, etliche tausend Fahrzeuge begleiten ihn, die Soldaten paradiren, die Kanonen werden gelöset, die Glocken geläutet, und der Schall unzählbarer Musiken erfüllt Land und Meer. Endlich erscheint der Patriarch in seinem feyerlichen Schmucke, um das hernach in die See auszugießende Wasser einzusegnen, und zuletzt der Doge, um mittelst der feyerlichen Anrede an das Meer und des goldenen Rings, den er dahin wirft, seine Republik mit demselben zu vermählen. Man weiß, von welcher Bedeutung diese Ceremonie war, als die Nation noch im Besitze des großen Welthandels war. Aber

auch

auch heut zu Tage bleibt dieses Fest merkwürdig. Der Staat von Venedig, sagt Rousseau, hat, seit dem er so sehr heruntergekommen ist, der äußerlichen Majestät, die er beybehalten hat, vieles zu danken. Die Venetianer, verführt durch die jährliche Feyerlichkeit, glauben noch immer die alten Venetianer zu seyn, und würden als solche lieber Gut und Blut aufopfern, als das geringste an ihrer im Grunde tyrannischen Aristokratie abgeändert wissen wollen. Es giebt einige Nationen, die glücklich genug wären, um Feste der Art einführen zu können. So sollten, nach einem philosophischen Politiker, die Schweizer, und wem fallen hier nicht auch die Amerikaner ein, ein Fest der Epoche ihrer Freyheit einführen, und eben so sollten die so sehr gepriesenen aber noch nirgend zu Stande gekommenen Nationalschauspiele unserer öffentlichen Denkungsart die Richtung geben, und die Basis der Staatsverfassung in unsern Gemüthern selbst legen. Aber auch auf weniger allgemeine Wirkungen eingeschränkt, ist schon der gewöhnliche feyerliche Anstand der Obrigkeit ein wichtiger Gegenstand der bürgerlichen Einrichtung. Die

Rö-

Römer, so sehr ihnen der barbarische königliche Pomp verhaßt war, haben uns in vielen Stücken belehret, wie viel auf den äußerlichen Eindruck ankomme, und wie nöthig es sey, in der demokratischrepublikanischen Gleichheit, dadurch zu befehlen. Die Prätoren waren weder die höchste Obrigkeit, noch führten sie ihr Amt lebenslang; allein es war verordnet, daß sie auf einem Throne sitzend Recht sprechen sollten, daß keiner, der das Gesicht verloren, vor ihrem Richterstuhl erscheinen durfte, weil die prätorischen Insignien und der Glanz dieser Würde auf ihn keine Wirkung haben könne; und in den Gesetzen selbst liest man den Ausdruck: die Majestas des auf dem Richterstuhle sitzenden Prätors. Von welcher Wirkung ein solcher feyerlicher Anstand oft gewesen sey, mögen wir aus der Geschichte des Pyrrhus oder des Cineas ersehen. Die Römer waren überwunden, und Pyrrhus konnte ihnen nun Friedensbedingungen vorschreiben; allein sie überredeten ihn, seinen Vortrag vor einer feyerlichen Sitzung des römischen Senats zu machen. Er erscheint da, und man gesteht ihm in dieser Audienz nichts zu. Gleichwohl verläßt er darauf

mitten

mitten im Laufe seiner Siege Italien, wegen des Eindrucks, wie er sagte, den diese feyerliche Versammlung von Königen auf ihn gemacht habe.

Nichts ist so sehr wider alle Grundsätze bey feyerlichen Veranstaltungen, als die Liebhaberey zum Umständlichen. Die Simplicität, das ist die Kunst, durch die kräftigsten Mittel gerad auf den Endzweck loszugehen, ist überall und auch hiebey das vornehmste. Da wir einmal auf römische Beyspiele verfallen sind, so wollen wir auch hiezu eines aufsuchen. Wie viel ist, zum Exempel, nicht daran gelegen, die Feyerlichkeit des Eides so einzurichten, daß man den gesuchten Endzweck dadurch erhalten möge. Die Strafe des Meineids war bey den meisten Völkern nicht von Bedeutung, und die Verbindung, dem Richter die Wahrheit zu sagen, ist jederzeit die nämliche. Der Eidschwur ist also nichts anders, als ein feyerliches Ja, oder Nein, oder er ist das schicklichste Exempel, um zu zeigen, daß die Feyerlichkeit an und für sich das wesentliche einer höchst wichtigen Sache seyn kann.

Nun ist nichts sinnlicher, einfältiger und zweckmäßiger, als diese römische Eidesformel. Der

Schwö-

Schwörende hielt einen Stein in der Hand, und sprach: So wie ich diesen Stein itzt aus meinen Händen werfe, also wollest du, allwissender Jupiter, mich aus dem Meinigen und von dir werfen, wofern ich nun die Wahrheit nicht rede. Auf gleiche Weise wurden die geschlossenen Bündnisse beschworen. Der Gesandte erschien mit einem Opferthier öffentlich, und in dem Augenblicke, da er es schlug, sprach er eine feyerliche Formel, ohngefähr dieses Inhalts aus: O! Jupiter, handelt meine Nation jemals dem geschlossenen Vertrage vorsetzlicher Weise zuwider, so vernichte dieselbe, so wie ich jetzt dieses Thier tödte. Aus diesen Grundsätzen und Beyspielen mag die Kritik der modernen Feyerlichkeiten und Feste sich von selbsten ergeben. Wir wollen die Probe mit den akademischen Feyerlichkeiten anstellen, und sehen, ob die Welt überhaupt, oder die gelehrte Republik insbesondere, einen Nutzen davon habe.

Ehedem war es üblich, daß die größten Männer, zum Beyspiel unter den Römern Augustus selbst, öffentliche Lobreden auf Verstorbene in der Versammlung des Volks hielten. Dergleichen Lob-

reden konnten von einer so größeren Wirkung seyn, als sie an solchen öffentlichen Oertern gehalten wurden, die, mit den Statüen und Denkmälern verstorbener Wohlthäter des Staats ausgeschmückt, einen feyerlichen Anblick gewährten, der den öffentlichen Geist unter einem Volke nothwendig anfeuerte. Die Wichtigkeit einer solchen Feyerlichkeit, auch die natürliche Neigung dazu, ist so groß, daß man sich billig wundern muß, daß, da man so viele unbedeutende Feyertage eingeführt hat, die Anordnung eines jährlichen Festes, das dem Andenken der Beförderer des öffentlichen Wohlstands gewidmet wäre, bisher nur ein Vorschlag geblieben ist. Einige gelehrte Gesellschaften haben daher allerdings eine große Denkungsart an den Tag gelegt, daß sie jährliche Preiße für die besten Lobreden auf verdiente Männer ausgesetzt haben. Wie sehr wäre es zu wünschen, daß alle Feyerlichkeiten, die sonst nach altem Herkommen auf hohen Schulen gewöhnlich sind, eben so wohl gegründet und ausgeführt wären, als es diese feyerlichen Ehrengedächtnisse zu seyn pflegen. Die Akademien, oder Universitäten, haben wie alle andere Gesell-

schaften

schaften eingesehen, daß es ihren Mitgliedern an dem guten Herzen und guten Willen nicht fehlen müße, aber auch daß das kein Gegenstand der Statuten seyn könne. Sie sahen ein, daß sie sich der Gemüther — versichern müßten, und daß es kein Betrug sey, wenn man den allein möglichen Weg dahin zu kommen einschlage. Man sollte lehren die Wissenschaften hochschätzen und lieben, man sollte jedermann von der Wichtigkeit der Erziehung überzeugen, man sollte Achtung und Gehorsam gegen die Lehrer einprägen, man sollte den Fleiß aufmuntern und durch öffentliche Ehre belohnen: sehet da, was unsere Inaugurationstage, unsere Rektorwahlen, was die Doktorpromotionen und andere akademische Feyerlichkeiten seyn sollten, aber nirgend sind. So wie nicht jeder Staat, so ist auch nicht jede besondere Gesellschaft ächter Feyerlichkeiten fähig. So lange die gelehrten Gemeinden durch ihre Einrichtung die falsche Meynung nicht gänzlich widerlegen, die Universitäten und Akademien seyen nur den Gelehrten zum Besten gestiftet, zu welcher Gattung Leute eigentlich nur die alle gelehrte Wüsteneyen durchirrende Abentheuerer

theuerer gehörten, und die daher sorgfältig von denjenigen zu unterscheiden wären, deren Endzweck nur die Kleinigkeit, in sich glücklich und dem Vaterlande brauchbar zu werden, ist, so lange kann auch nicht von Feyerlichkeiten, daran dem Publikum gelegen wäre, die Rede seyn. Man sollte sich die Wissenschaften von der übrigen Denkungs- und Lebensart unabhängig gar nicht vorstellen können, und man sollte in den öffentlichen Schulen wenig oder nichts lernen, was nicht in einer sichtbarlichen Verbindung mit der bürgerlichen Verfassung steht. So waren, zum Beyspiele, zu seiner Zeit die Leibesübungen keine Lektionen, die man bald wieder zu vergessen und von denen man keinen besondern Vorzug deswegen zu erwarten hatte. Eben so mußte man zu seiner Zeit das ehemalige Studium der Beredsamkeit auf einen gewissen Grad der Vollkommenheit gebracht haben, um im Staat auch nur eine mittelmäßige Rolle spielen zu können. Heut zu Tage sind die meisten Staaten so eingerichtet, daß der Vornehme und auch selbst der Mann von Geschäfften die Wissenschaften als einen Reichthum, der zu nichts da ist, als daß man ihn auch hat,

ansehen kann; sie sind daher die Beschäfftigung eines besondern Standes geworden; die erworbenen Einsichten desselben aber stehen mit dem, was öffentlich gilt, im Widerspruche; so ist unsere Gelehrsamkeit von dem allgemeinen Besten getrennt, und so müßen die gelehrten Feyerlichkeiten, schuldiger und und unschuldiger Weise, nothwendig ins Kleine fallen.

Eine Hauptfeyerlichkeit auf höheren Schulen sind die Promotionen, oder wie man es heißt, die Gelangung zur höchsten Würde in einem Fakultätsstudium. Eine solche höchste Würde ist allerdings eine seltsame Sache, nachdem der bescheidene Name Philosoph, das ist eines Mannes, der sich um Weltkenntniß bewirbt, den größten Männern des Alterthums, von denen freylich keiner nicht einmal Bakkalaureus war, ehrenvoll genug schien. Inzwischen hat die weltliche und päbstliche Macht die Universitäten diese neuen Würden auszutheilen bevollmächtiget, und diese sind in der Ausübung dieser Rechte eben so gewissenhaft, als jene. Manchmal ertheilen sie solche an Männer, gemeiniglich aber an Gelehrte, die ihre akademische Laufbahn

mit

mit dieser Stelle zu beschließen veranlaßt werden. Sie erscheinen alsdann herrlich, als in einem Nimbus; der Tag aber geht vorüber, wie ein Geschwätz vorübergeht. Zu der Zeit, als man noch Ritter werden mußte, um ein tapferer und frommer Mann zu heißen, oder zu der Zeit, als unsere tapferen Vorältern den Begriff eines Gelehrten anders nicht, als unter dem Bilde eines Chevaliers de Litterature ertragen konnten, hieß nicht derjenige ehrliche Mann, der etwas gelernt hatte, ein Gelehrter, sondern der, den man besonders darzu gemacht hatte. Und so wars auch damals der Natur, die keinen Sprung macht, gemäß. Man sahe nun wieder, als nach einer Ueberschwemmung, die das Riesengeschlecht der Ritter mit ihren Knechten übrig gelassen hatte, Bürger hervorkriechen, und einen Stand entstehen, der die neue Welt einer Staatsverfassung wieder fähig machen konnte. Aber jene mittlere Zeiten sind vorbey, die Gelehrten machen keine Zunft, keinen Litteratenstand mehr aus, man nehme das Gerüst weg, man hebe die ausschließenden Privilegien auf, — man frage nicht mehr, wieviel freye Künste, wieviel Fakultäten seyen, und man werde endlich

lich der auf diese Einbildungen sich gründenden Feyerlichkeiten überdrüßig. Nach diesen sind die gewöhnlichen Feyerlichkeiten der hohen Schulen der Stiftungstag derselben, und das Geburtsfest des Landesherrn; denn von soviel andern Solennitäten, die keiner besseren Einrichtung fähig sind, ist es der Mühe nicht werth zu reden. Allein auch bey jenen Festen will man mit der einiger Orten eingeführten feyerlichen Kleidung alles erzwingen, übrigens wird das Interessante der Gelegenheit ganz hintangesetzt, und die Anwesenden sehen und hören ganz andere Dinge. Der festliche Tag wird gemeiniglich mittelst eines in ihrer Sprache so genannten Programma von den Varianten eines alten Schriftstellers, oder einem ähnlichen Inhalt ausgeschrieben, hernach aber mittelst einer öffentlichen Rede, weil nämlich die Thüren nicht verschlossen sind, mittelst einer Rede von den Wanderungen der Ost- und Westgothen, oder von der Aequation einer neuen krummen Linie, oder auch wohl, wie es die gelehrten Zeitungen beweisen, mittelst Erzählung eines besondern chirurgischen Vorfalls auf das feyerlichste begangen. Denkt man sich hiebey eine Musik, die

diesem

diesem Redner den Eingang in die Herzen der Zuhörer bereiten und eine Dekoration, die von ähnlicher Wirkung seyn soll, so ist das Maaß des Lächerlichen voll.

Gleichwohl ist auch dieses Verfahren nicht ohne alle Entschuldigung; aber diese nicht unsers Vortrags, da solche auf den Begriff von Feyerlichkeiten sich nicht gründet. Wir wollen uns einstweilen mit dem Verfahren der großen Welt in ähnlichen Fällen rechtfertigen: es wird die Probe eben so wenig aushalten. Ihre, der so genannten großen Welt — Auguste und Ludwige haben Millionen verschwendet, und doch konnten sie ihre Anstalten über bloße Lustbarkeiten niemals erheben. Sie haben mit einem ungeheuren Aufwande elend ausgesonnener Feyerlichkeiten entweder gar nichts sagen wollen, oder wo die Sache von sich selbst sprach, sich alle Mühe gegeben, die Gemüther auf andere Gegenstände zu lenken. Man hat bisweilen gesehen, sagt Sulzer, daß ein öffentliches Fest, das bey Gelegenheit der Vermählung des Erben eines großen Reiches gegeben wird, durch die Vorstellung des Tartüffe von Moliere, oder eines Schau-

spiels

spiels dieser Art beschlossen wurde. Wie abgeschmackt eine solche Verbindung von unbedeutenden Lustbarkeiten sey, oder, wie unschicklich es sey, solche an sich zu lobende Lustbarkeiten, Feyerlichkeiten eines gewissen Festes zu nennen — braucht weiter keines Beweises. Es scheint überhaupt, setzt eben dieser Schriftsteller hinzu, daß die Gesetzgeber der ältern Welt weit besser, als es in neuern Zeiten geschieht, eingesehen haben, was für einen Einfluß öffentliche Feste auf die Gemüther haben. Denn wir finden, daß ihre Feste beynahe in jedem einzelnen Umstande bedeutend, und in dem Ganzen sehr genau darauf eingerichtet gewesen sind, die Bürger des Staats in den Gesinnungen der öffentlichen Tugenden zu unterhalten. Keine Feyerlichkeit könnte von mehrerer Wichtigkeit seyn, als die Feyer des Jahrtages einer eingeführten öffentlichen Staatserziehung. Wir reden hier erst davon, weil wir es mit einer akademischen Feyerlichkeit nicht verwechseln wollen. Unsere öffentliche Anstalten sind alle auf den wissenschaftlichen Unterricht eingeschränkt. Allein es hat Schulen gegeben, in denen man seine Schuldigkeit, Pflicht und Tugend lernte, so wie

wir

wir heut zu Tag lateinisch oder französisch dafür lernen. Einige gesittete Staaten nämlich haben Wissenschaften, Künste und Handlung verachtet, und die moralischen Eigenschaften ihrer Bürger zur Grundfeste des Staats und zum einzigen Gegenstande der Erziehung gemacht. Die Schule war bey ihnen eine eigene kleine Welt für die Jugend, in der ihr durch künstliche Erfahrung und einförmige Lebensart alle Gemüths- und körperliche Vorzüge eines künftigen Bürgers zur andern Natur gemacht werden sollten. Die Lacedämonier sind wegen dieser besondern Staatsverfassung berühmt. Sie haben es dadurch bey einer im Grunde fehlerhaften Konstitution auf ein politisches Alter von achthundert Jahren — und also durch dieses einzige Mittel weiter als alle übrige Nationen mit all ihrer künstlichen Weisheit gebracht. Nach der Verfassung dieses Volks war es unumgänglich nöthig, daß alle freye Einwohner einerley Denkungs- und einerley Lebensart hatten, und also mußten alle Kinder in einerley Schule erzogen werden, damit sie einerley Bürger würden. Das scheint ein Stück aus Platos poetischer Republik zu seyn; allein die Geschichte

schichte lehret, daß die Spartaner diese durchgängige Gleichheit bis auf die anscheinenden Kleinigkeiten in Ansehung der Mahlzeiten, der Kleidung und der Wohnung beobachtet, und diese Einrichtung Jahrhunderte lang, als sie schon ein mächtiges Volk waren, beybehalten haben. Die Auferziehung war also bey ihnen nichts anders, als was sie seyn soll, oder das Angewöhnen derjenigen Denkungs- und Lebensart, die man hernach in seinem ganzen Leben weder verlassen konnte, noch wollte. Der Jahrtag einer solchen eingeführten Staatserziehung war der Geburtstag der Nation im politischen Verstande. Unsere Zeiten haben von der Art nichts aufzuweisen. Allein wie wir die Spartaner ihrer Erziehung wegen nicht zu beneiden haben, so können wir uns auch überhaupt über den Mangel einer Staatserziehung in unsern Tagen wohl trösten. Wir können mancherley Bürger haben, und sie können doch von einerley Nationalgesinnungen seyn, sie können besonderes Interesse zu haben glauben, und es kann doch nur zum Akkorde des Ganzen gehören. Wir überlassen einen Theil der Erziehung den Lehrern, einen andern weit wichtigern

den

den Eltern selbst, und diese gedoppelte Erziehung kann doch nur eine seyn. Immer noch behalten daher unsere Schulen einen unmittelbaren Einfluß auf das Wohl des Staats, immer mögen wir uns mit gutem Grunde rühmen, daß ihre Einrichtung, Beschaffenheit und Jahrtag, nicht nur Lehrer und Zuhörer, sondern das Publikum angehe. Möchte doch ein Mann von alter Denkungsart auftreten, und hievon als ein Mann mit seiner Nation sprechen. Möchte er es uns sagen, was die Erziehung dem Staat ist, das heißt ungefähr, möchte er uns sagen, daß unsere Fürsten, Obrigkeiten, Bürger und Unterthanen das seyn werden, was wir sie jetzt, als unbemerkte Kinder, die aber bald Herr und Land heißen werden, seyn lassen; möchte er uns davon überzeugen, möcht' ers auch selbst mit dem Exempel von Kurland beweisen, daß nicht die Quadratmeilen, nicht Bevölkerung, nicht das in Umlauf gebrachte Geld, ja nicht Freyheit, nicht Staatsverfassung ein Land glücklich und mächtig machen, sondern daß es die gute Art Menschen sind, die dasselbe bewohnen, daß aber diese gute Art Menschen gezogen seyn will, und daß man daher stu-

dirt,

dirt, nicht um etwas zu wissen, was andere nicht wissen, sondern weil die Erlernung der Wissenschaften ein vorzügliches Mittel ist, zur Mitbrüderschaft unter jenen edlen und bessern Menschen zu gelangen.

Etwas über die politische Eintheilung Kurlands in Kirchspiele.

Wo historische Nachrichten aufhören, oder vielmehr, wo es gar keine giebt, da treten Muthmaßungen an die Stelle der Gewißheit. — Die Geschichte hat daher so gut ihre Hypothesen, als Physik und Metaphysik sie haben; und sie sind in jener dem Geschichtschreiber zu machen eben so gut erlaubt, wenn er in Entwickelung gewisser Staatsveränderungen, oder mancher politischen Volkseinrichtungen, aus Mangel authentischer Nachrichten im Dunkeln bleibet. Es ist nicht nur die älteste Geschichte der livländischen Provinzen, vor Ankunft der Teutschen in denselben, dergestalt dunkel und ungewiß, daß selbst ein Thunmann und Schlözer mit aller ihrer weitläuftigen Belesenheit sie weder zu berichtigen, noch aufzuhellen vermocht haben, sondern so gar in der Geschichte der sich in diesen Provinzen niedergelassenen Teutschen bis auf ihre Unterwerfung an Polen, herrscht, wenn nicht im Allgemeinen, doch wenigstens im Einzelnen noch eine Dunkelheit, welche zu erleuchten lange noch die Fackel fehlen

fehlen wird. Der einheimischen Nachrichten aus diesen Jahrhunderten giebts wenige, da der rohe Genius derselben fast nichts aufzeichnete, und was er noch aufzeichnete, schlecht aufzeichnete. Nur allein einige über sehr wichtige Verhandlungen ausgestellte Urkunden, und einige ohne Geschmack und Kritik von Mönchen oft aufs Hörensagen zusammengeschriebene Chroniken, waren alles, was in diesen Zeiten in den livländischen Provinzen, so wie in andern Ländern, schriftlich verfaßt ward. Aber Vortheils genug für den Geschichtforscher würde es seyn, wenn nur der ganze Vorrath bis auf unsere Zeiten gekommen wäre. Allein der größte Theil davon ist verloren gegangen. Bey der geflissentlichen Unterdrückung des Ordens aller von Geistlichen geschriebenen Chroniken, wozu er seine sehr guten Ursachen haben mochte, ist keine übrig geblieben, die den Namen einer ächten Quelle verdiente, als das lateinische Chronikon, so man gemeinhin einem Priester, Heinrich dem Letten, zuschreibet, und welches Gruber herausgegeben und Arndt in seine livländische Chronik in einer guten Uebersetzung ganz aufgenommen hat. Und eben so

wenig

wenig besitzen wir von alten Urkunden, da die alten Landesarchive der Bischöfe, und besonders der Erzbischöfe von Riga, mehr als einmal ein Raub der Flammen, das fürstliche kurländische Archiv aber, wo man vielleicht noch etwas von dem Orden hätte vermuthen können, mehr als einmal geplündert worden ist. — Unter diesen Umständen bleibt also wohl wenig Hoffnung übrig, den Ursprung der Kirchspiele in Kurland genau zu entwikkeln. — Doch, wie gesagt, wo die Gewißheit aufhöret, vertreten Muthmaßungen ihre Stelle.

Der Ursprung der Kirchspiele in Kurland verliert sich in den ältesten Zeiten der Geschichte des Landes.

Aller Wahrscheinlichkeit nach, machte der größte Theil der Kirchspiele, in welche heut zu Tage Kurland eingetheilet wird, bereits schon in uralten Zeiten unter den Eingebornen, den Kuren, besondere Kreise und Distrikte aus, die nach Art der sogenannten Kylegunden unter den Letten und Liven in Livland, und den Esthen in Esthland ihre eigene Vorgesetzte und Herren hatten, welche der vorgenannte Heinrich der Lette, wegen ihrer einge-

schränk-

schränkten Herrschaft nur mit den Namen Senioren belegt.

Daß es dergleichen Kylegunden oder Distrikte auch in Kurland gab, sehen wir aus den Verträgen, welche die Teutschen mit den Kuren im Jahre 1230 schlossen. In den Urkunden davon kommen vor, die Kuren von Bandove, Rende, Galewele, Matekulle, Vidwale, Wane, Pure, Candove, Anses, Talse, Arowelle, Pope und mehrern andern.

Da Vermöge dieser Verträge die Kuren verbunden waren, Priester aus Riga zu holen, und in ihren Distrikten Kirchen zu erbauen, so ist es wahrscheinlich, daß die ursprüngliche Eintheilung des Landes in Kylegunden zu der nachherigen Eintheilung desselben in Kirchspiele Gelegenheit gegeben habe.

Als hierauf endlich von dem teutschen Orden im Lande Burgen und Schlösser *) angelegt wurden, die entweder unter der Aufsicht und dem Präsidium eines Komthurs oder Ordensvogts standen, oder auch abhängig von Schlössern und Burgen

 waren,

*) Ad plantatam inter Curones Semgallosque Paganos Ecclesiam tuendam & defendendam.

waren, worauf ein Vogt, Komthur, Hauskomthur, Ordensmarschall u. s. w. ihre Sitze hatten: da ferner Burg und Schloß und Kirche, wie es scheinet, zugleich in jedem Distrikte, und zwar die erstern bey der letzten, oder auch umgekehrt, entstanden zu seyn scheinen; endlich der Vertheidigung der Burg, und der Aufsicht des Kommendanten, des Komthurs, des Vogts u. s. w. die zur Kirche der Burg gehörige Strecke Landes und die Einwohner derselben angewiesen worden; — und dann noch ein großer Theil einer solchen zu einer Burg und Kirche gehörigen Strecke Landes an Lehnsleute ausgetheilet wurde, die, vermöge ihrer Lehnspflicht, dem Orden bey Vertheidigung der Kirche überhaupt, besonders bey Vertheidigung der im Bezirke des Komthurs, oder Vogts, gelegenen Kirche behülflich seyn mußten; — da fünftens diese Vasallen aus diesem Grunde unter einer Art von Kommando und Gerichtsbarkeit des im Distrikte der Burg und des Schlosses befehlenden Komthurs und Vogtes standen, und also, sechstens, dadurch nicht nur in einer Art von Abhängigkeit von dem Kommendanten der Burg, als Vasallen, die zur

Burg

Burg gehörten, sondern auch als Leute, die eine gemeinschaftliche Pflicht und Bestimmung, mithin auch ein gemeinschaftliches Interesse hatten, unter sich selbst in Verbindung befanden; — folglich, siebentens, bey der freyen Staatsverfassung über ihre Angelegenheiten und Intresse gemeinschaftlich berathschlagten und unter dem Vorsitze ihres Komthurs und Vogts ihre Manntäge hielten, und auf den großen Tagefahrten, wo nur der Ausschuß der livländischen Stände, d. h. die Häupter, als der Meister, die Ordensgebiethiger und die Bischöfe zusammenkamen, durch ihren Kommenthur oder Vogt, gleichsam durch ihren Deputirten, der mit ihren Stimmen versehen war, vertreten wurden, bis sie in den neuern Zeiten anfiengen, ihre Deputirten selbst auf die großen Tagefahrten der livländischen Stände zu schicken; — so scheinet dieses wohl alles zusammengenommen zu der jetzigen kirchlichen sowohl, als politischen Eintheilung des Landes in Kirchspiele Gelegenheit gegeben zu haben. *)

*) Diese Muthmaßungen erhalten durch die Provisionem ducalem in der That einiges Gewicht. Es heißt in derselben: Concessimus in Feudum (scil. Gott-

Gotthardo Magiſtro) Curias, videlicet bona, & Nobilitatem quæ ad Arcem Dunaburgenſem ſpectarunt, Arcem Selburgenſen cum toto diſtrictu; Curias, item Nobilitatem ad Arcem Ascherat; — Arcem Bauske, Neuguth cum iis quæ ad Arcem Kirchholm pertinebant; Arces Mitau, Tuckum &c. Denn hieraus erhellet

Erſtlich, daß die Kirchſpiele, nach welchen heut zu Tage Kurland und Semgallen eingetheilet wird, bereits vor der Unterwerfung ſchon da geweſen ſind; daß

zweytens in jedem Kirchſpiele eine Ordensburg oder Schloß geweſen, und daß

drittens zu jedem dieſer Schlöſſer eine gewiſſe Anzahl Vaſallen vom Adel mit ihren Lehnsgütern, oder gewiſſe Lehnsgüter mit ihren Beſitzern gehöret haben.

Zufolge der Anordnungen, welche die Receſſe von 1567 und 1570 in rebus eccleſiaſticis gemacht haben, ſind außer den obigen in der Proviſione ducali angeführten Kirchſpiele noch einige neuere Kirchſpiele hinzugekommen, z. B. Gramsden.

Vom elastischen Harze *)

Nur erst seit wenigen Jahren ist dieses so merkwürdige Naturprodukt auch in unserm Lande bekannt geworden. Anfänglich erhielt man aus England einzelne Stücke dieses Harzes, bediente sich derselben hauptsächlich zur Auslöschung der mit Bleystift gemachten Zeichnungen, als wozu es von Magelhaen vorzüglich brauchbar befunden war; man bewunderte aber auch die außerordentliche Federkraft desselben. Nicht lange darnach kamen schon einige daraus verfertigte Geräthschaften hieher, welche noch mehr die Aufmerksamkeit eines jeden Wißbegierigen auf sich zogen.

Der Mangel einer nähern Bekanntschaft mit diesem sonderbaren Produkte ist aber nicht unsere Schuld, sondern einzig und allein die unbestimmten, und mehrentheils geheimnißvollen Nachrichten, die noch dazu in wenigen Büchern stecken, welche nicht zu jedermanns Lektüre kommen. Ich habe Gelegenheit gehabt, diese Nachrichten zu sammlen, und theile

*) Gummi elasticum, Caoutchouc, Resina elastica, Federharz.

theile sie denjenigen unserer Leser mit, denen sie vielleicht ganz, oder doch zum Theil noch fremd sind.

Amerika ist, so viel man jetzt weiß, das einzige Vaterland des Baums, aus welchem die Milch theils quillt, theils durch Einschnitte hervorgelockt wird, welche nachher zu diesem braunen Harze an der Luft erhärtet; und man wußte dieß nicht eher mit Gewißheit, als um d. J. 1736, da Condamine und Bouguer durch die Provinz Esmaraldas nach Quito reiseten. Die Nachrichten, welche man vor dieser Reise über dieses Harz hatte, waren höchst unvollständig, und reizten die Neugierde gelehrter Reisenden nur noch mehr. Wie Condamine auf die Entdeckung der wahren Natur dieses Harzes gekommen sey, ersieht man aus nachstehendem Berichte, welchen er der Pariser Akademie im Jahre 1736 kurz nach seiner Ankunft in Quito ertheilt hat.

"In den Waldungen der Provinz Esmaraldas, schrieb er, wächst ein Baum, den die Einwohner Hhévé nennen, aus dem, wenn er verwundet wird, ein dicker weißer Saft, wie Milch, ausläuft, den

man

man auf ausgebreiteten Blättern bey der Erde auffängt. Bringt man diesen gesammleten Saft an die Sonne, so wird er nicht nur härter, sondern fängt auch sogleich an, äußerlich braun zu werden, welches auch nachher inwendig erfolgt. Man macht daraus Fackeln von zwey Fuß Länge und ein und einen halben Zoll Dicke, die man in gedoppelte Blätter von dem Bananasbaume (Bihhao Birao) einwickelt, um ihnen Festigkeit zu geben, während daß sie noch weich sind, oder brennen. Die Fackeln haben keinen Tacht, und fließen nicht, wenn sie nicht hin und her getragen werden. Sie geben zwar einen Geruch von sich, der aber gar nicht unangenehm ist. Sie brennen sehr hell, und die Hälfte einer solchen Fackel ist für zwölf Stunden hinreichend. Seit meinem Aufenthalte in Quito habe ich erfahren, daß dieser Baum auch an den Ufern des Amazonenflusses wächset, und daß dem daraus fließenden Safte die daßigen Einwohner Mainas den Namen Caoutchouc geben. Sie überziehen mit diesem Safte irdene Formen in der Gestalt einer Flasche, und zerbrechen die Formen, sobald der übergelegte Saft hart geworden ist."

Bey

Bey dieser unzulänglichen Nachricht über die Art des Baums, woraus dieser Saft quillt, über den Ort, wo er eigentlich wächst, und über die nutzbare Verarbeitung dieses Naturprodukts verblieb es bis ums Jahr 1751. Denn um diese Zeit erhielt Condamine von Fresnau, einem Ingenieur zu Cajenne, der diesen von den Einwohnern geheim gehaltenen Baum sowohl, als auch die Behandlungsart des Harzes mit eigenen Versuchen entdeckt hatte, einen Aufsatz und überreichte ihn ebenfalls der Akademie. Aus diesem Aufsatze erhellet, daß es dem Fresnau ungemein viel Mühe gekostet habe, den Baum und die Gegend seines Anwuchses zu erfahren, und daß einige, den Portugiesen entlaufene Nouragues die Verräther gewesen seyn. Dieser ihrer Anzeige zufolge, fand er zu Aprouage den ersten Caoutchoucbaum, den die Portugiesen Paoxiringa nannten; darauf erfuhr er von den Coußaris, daß der Baum sehr häufig in ihrer Gegend wachse. Hier sammlete er den durch gemachte Einschnitte herausgeflossenen Saft, er brachte aber, in einer Zeit von sechs Tagen, nicht mehr zusammen, als erfordert wurde, um ein Paar

Stiefeln

Stiefeln, und andere Kleinigkeiten, als Spritzen, Flaschen und Armbänder daraus zu verfertigen. Inzwischen war doch nun die Entdeckung gemacht, welche nachher die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich gezogen hat.

Dieser Baum wächst sehr hoch und stark, hat eine kleine Krone, und am ganzen Stamme weiter keine Aeste. Die größten dieser Bäume haben in Guiana nicht unter zwey Fuß im Durchmesser, und ihre Wurzeln gehen tief in die Erde. Der Stamm ist unten dicker und geschuppt, wie ein Fichtenzapfen. Das Laub besteht aus drey, vier bis fünf Blättern an einem Stiele. Die mittlern Blätter haben ohngefähr drey Zoll Länge und drey Viertel Zoll Breite; alle sind hellgrün auf der obern Seite, und etwas blasser auf der untern. Die Frucht ist eine dreyeckige Schaale; diese ist dick und holzig, hat drey Abtheilungen, in deren jeder ein einzelner Behälter von brauner Farbe eingeschlossen ist, in welchem der Kern steckt.

Wenn man nun den Saft einsammlen will, so wird zuerst der Stamm des Baums rein abgewaschen, hierauf werden mit einem krummen Mes-

ser

ser lange Einschnitte durch die Rinde immer quer über einander gemacht, damit der Saft, der aus dem obern Einschnitte ausfließt, in den nächsten darunter ablaufen könne. An dem untern Einschnitte wird ein breites Blatt mit Thon befestigt, auf welchem der Saft endlich in ein darunter gesetztes Gefäß geleitet wird.

Um den so aufgefangenen Saft zu verarbeiten, werden beliebige Formen von Thon gemacht, in die man, um sie bequemer halten zu können, an der Stelle, wo sie mit dem Safte nicht überzogen werden sollen, ein Stück Holz steckt. Diese offene Stelle dient nachher dazu, das Wasser hineinzubringen und den Thon abzuwaschen. Sind die Formen auf diese Art zubereitet, so überzieht man sie mit dem Safte, welches mit den bloßen Fingern oder auch mit einem Pinsel geschehen kann, und bringt sie in einen dicken Dampf und dreht sie fleißig um, damit sich der Saft gleich vertheile. Sobald der Ueberzug eine braune Farbe bekommen hat, und sich nicht mehr an die Finger anhängt, macht man eine neue Ueberdeckung, und fährt damit auf gleiche Art so lange fort, bis man die verlangte

Dicke

Dicke erhalten hat; alsdann wird alles etwas länger gegen das Feuer gebracht, und völlig abgetrocknet.

Das iſt alſo der Urſprung und die Behandlungsart dieſes in der That merkwürdigen und höchſt nutzbaren Harzes, welches, in größerer Menge gewonnen, oder vielleicht gar in ſeinen Beſtandtheilen und ſeiner brauchbaren Beſchaffenheit durch die Kunſt nachgeahmt, ein ganz vorzüglicher Handlungszweig für Europa werden könnte. Sey es Nachläßigkeit oder Trägheit der Portugieſen, daß daſſelbe ſo wenig in Umlauf gebracht wird, ſo ſind ſie doch wenigſtens Schuld am Mangel des Anbaus dieſer Harzſtämme. Man hat daher, wiewohl erſt ſeit wenigen Jahren, die Beſtandtheile dieſes Harzes durch chemiſche Behandlung zu entdecken ſich Mühe gegeben, damit man es ſodann in größerer Menge durch die Kunſt nachmachen könne; allein theils ſind die Verſuche mislungen, theils ſind ſie auch ſelbſt noch ſo geheimnißvoll angeſtellt, daß von der Art der künſtlichen Zubereitung wenig Zuverläßiges der Welt bekannt geworden.

Die

Die erſten glücklichen Verſuche mit der Auflöſung dieſes Harzes hat im Jahr 1768 Macquer gemacht. Er legte nämlich ein Stück von dieſem Gummi in eine Phiole, goß den ſtärkſten Aether darüber, verſtopfte das Gefäß und ließ es ſo in der Wärme der Luft ſtehen. Es zergieng gänzlich, die Solution blieb klar, nahm nur die Bernſteinfarbe an, roch noch wie Aether, doch blieb auch noch etwas von dem eigenen Geruche des Gummi übrig. In dieſer Solution behielt das Gummi alle ſeine natürliche Eigenſchaften. Es konnte damit eine Form überzogen und alſo auf eben die Art, wie die Mainas es machten, irgend ein Gefäß, oder eine Geräthſchaft verfertigt werden, nur mußte es ſehr geſchwind behandelt werden, weil dieß aufgelöſete Harz überaus ſchnell trocknet. Macquer hat auch wirklich zarte elaſtiſche Röhren verfertigt, indem er Wachs mit dieſer Solution überzogen, dann getrocknet und durch kochendes Waſſer die wächſerne Form wieder weggeſchafft hat.

Der zweete, der aber nicht ſowohl die Auflöſung als vielmehr die Beſtandtheile dieſes Harzes müh-

mühsam untersuchte, war um das Jahr 1780 Berniard. Er fand die Natur dieses Harzes als eine besondere Art von fettem Oele, welches von allen fetten Körpern aufgelöset werde, dem Wasser und dem Weingeiste widerstehe, und unter allen Veränderungen doch seinen Harzgeruch behalte. Das Resultat war also, daß es nicht nachgemacht, sondern nur durch die gefundenen Mittel aufgelöset und in angezeigter Art zu allerley nützlichen Geräthschaften, ja sogar zu Kleidungsstücken z. B. zu Stiefeln, Schuhen u. s. w. verarbeitet werden könne. Seitdem ist die Auflösungsart bekannter geworden, so daß es jetzt nicht mehr ein Geheimniß ist; aber durch die Kunst es nachzuahmen, hat noch keinem glücken wollen.

Man macht auch jetzt aus diesem Harze einen Firniß, der unter dem Namen Federharzfirniß zu allerley Ueberzügen nützlich zu gebrauchen ist. Die Verfertigungsart dieses Firnißes ist folgende: Zu einem Pfund Terpentinspiritus, den man in einen langhalsigen Kolben dem Sandbade aussetzt, wirft man nach und nach kleingeschnittenes Federharz,

und wartet jedesmal, bis das hineingeworfene aufgelöset ist; hierauf gießt man ein Pfund Lein- oder Nußöl, das man aber vorher erst auf die bekannte Art durch Bleyglätte trocknend gemacht haben muß, und läßt sodann alles etwa eine viertel Stunde lang kochen.

Joachim Transehe von Roseneck.

Kurland kann diesen angesehenen Mann unter seine verdienstvollesten Söhne rechnen. Elias Transehe, vermählt mit einer von Blericken, mußte die Niederlande, des errichteten Ketzergerichts wegen, verlassen. Er fand seine Sicherheit und Ruhe in Livland, ließ sich im lemsalschen Kirchspiele nieder, und zeugte hier einen Sohn, Namens Gerhard. Dieser ist Prediger zu Schrunden, Beysitzer des fürstlichen Konsistoriums, und zuletzt Senior des ganzen kurländischen Predigtamts gewesen. Dessen zweyte Gemahlin war Anna Sophia, deren Vater Valerius Fidler hieß: diese gebar ihm am neunten Herbstmonates 1589 einen Sohn, mit Namen Joachim, von dessen Verdiensten ich eine kurze Nachricht geben will.

Ich weiß nicht, wo er studiret habe; allein er legete auf der hohen Schule den Grund zu einer ächten Rechtsgelehrsamkeit, die mit einer gesunden Staatswissenschaft verknüpft war. Dieses diente ihm zu einer Handleitung zu den wichtigsten Aemtern,

tern, die er mit Ruhme nach und nach bekleidet hat. Etwa drey und zwanzig Jahre alt (1612) ward er Kanzelist bey dem kurbrandenburgischen Residenten am bayreutischen Hofe. Da dieser Herr auf den Reichstag nach Polen gehen mußte, folgete er ihm als Sekretär. Schon 1619 trat er, als Geheimerhofrath in die Dienste des Herzogs Julius Ernst von Braunschweiglüneburg; welche er im Jahre 1627 mit den königlichen dänischen verwechselte.

Jedoch er war für Schweden bestimmt. Diesem Reiche sollte er seine wichtigsten Dienste leisten. Seine Gaben wurden dem großen Gustav bekannt, welcher ihn am sechsten May 1631 zum Hofrath und zugleich zum schwedischen Residenten am Berliner Hofe ernannte. Der König hatte zwar mit dem Kurfürsten Georg Wilhelm einen Vergleich getroffen: nichtsdestoweniger erforderte der kurfürstliche Minister, Schwarzenberg, der dem Kayser gar zu sehr ergeben war, alle Aufmerksamkeit. Er soll hierauf Hofrath in Pommern gewesen seyn. Vielleicht war er Hofgerichtsrath: doch ich kann aus Mangel zureichender Nachrichten nichts bestimmen.

Al-

Allein 1638 kam er nach Schweden, und ward im August dieses Jahrs von den Vormündern der Königin Christina nicht nur mit dem Titel eines Geheimenhofrathes beehret, sondern auch in den wichtigsten Staatsgeschäfften zu Rathe gezogen. Also mußte er, nebst zween anderen Ministern, 1641 den zweyjährigen Waffenstillstand mit des Kurfürsten Friederich Wilhelm von Brandenburg Gesandten, Gerhardt Romilian Kalchun, genannt Leuchtmar, verhandeln, und am vierzehnten Heumonats unterschreiben. *)

Verdienste blieben unter Christinens Regierung selten unbemerkt; und wenn sie erkannt worden, wurden sie belohnet. Transehe ward am neunten Weinmonats ebendesselben Jahres, unter

*) Pufendorf meldet: Subscripserant id pactum Philippus Sadlerus, Alexander Erskeinus & Joachimus Transæus vna cum Leuchtmaro, Illi reginæ, Hi Electoris nomine, Holmiæ d. 14. Julii Anno 1641. Aus diesen Worten könnte man schliessen, er wäre damals in brandenburgischen Diensten gewesen. Wenn man aber auf alle Umstände Acht giebt, wird man gewahr, daß man Hic für Hi lesen müße. Pufendorf de Rebus suecicis, lib. XIII, §. 70-73. p. 458. sq. Rerum brandenburgicar. lib. I. §. 12-16, p. 11-15. §. 27, p. 25.

Namen Joachim Transehe von Roseneck in den schwedischen Adelstand erhoben, und im folgenden auf dem schwedischen Ritterhause aufgenommen. Sein Wapen war der Länge nach von Silber und blau getheilt. Vorn sieht man eine rothe besaamte Rose, hinten einen halben schwarzen zurückseheuden Adler, der an die rechte Seite des Feldes gelehnet ist. Der Helm ist gekrönet — ein Vorzug der in Schweden bey adelichen Familien unter die seltenen gehöret — und mit fünf von Blau und Silber abwechselnden Straußfedern gezieret. *)

Mit gedachtem Kurfürsten sind 1642 in Schweden wiederum Verhandlungen gepflogen worden. Sie betrafen den Aufenthalt und die Versorgung der verwittweten Königin von Schweden, Marie Eleonore, einer Mutter der Königin Christina, und des Kurfürsten Vaterschwester. Diese sind am vier-

*) Sveriges Rikes Riddersкaps och Adels Wapenbok, 286, in beyden Ausgaben. Matrikel öfwer Swea Rikes von Stiernmann, Stockholm, Förra del, 1754, Andra del, 1755. in 4. S. 345, f. Diese Matrikel wird ein Freyherr von Rehbinder bis auf die gegenwärtige Zeit fortsetzen.

vierundzwanzigsten Herbstmonats glücklich geendiget, und nebst dreyen andern schwedischen Ministern von unserm Transehe unterschrieben worden. *) Es waren zwar noch andere Dinge abzumachen, welche aber keinesweges zu Stande kamen, insbesondere die wichtige Frage, wer Pommern behalten sollte?

Im folgenden Jahre, 1643, schickte man Gustav Gustavson und ihn in einer wichtigen Angelegenheit nach Berlin. Das meldet nun Stiernmann in der angeführten Matrikel, wo er den Gustav einen Grafen nennt. Ich habe dawider mehr als einen Zweifel. Gustav ward nicht eher, als 1646 den zwanzigsten August in den Grafenstand erhoben, nachdem er 1637 geadelt worden. Dieses hat Stiernmann selbst nicht bezweifelt. Hiezu kömmt, daß Gustav eben zu der Zeit, da Transehe nach Berlin reisete, in Osnabrück, theils als Administrator dieses Stif-

tes

*) Subscripserant id pactum e Reginæ parte Petrus Sparrius, Jacobus Steinbergius, Joachimus Transæus, Andreas Gyldenclouius. Pufendorf. de Reb suec. l. XIV. §. 43-49. p. 491-494. de Rebus brand. lib. 1. §. 33-38. p. 30-35.

tes, theils als schwedischer Gouverneur desselben war, und diese Stadt, worin der Friede verhandelt werden sollte, nicht räumen wollte, bis er von der schwedischen Vormundschaftsregierung unterm achten Heumonats dazu angewiesen ward. *) Dagegen reisete Transehe schon am zehnten Brachmonats aus Schweden ab, nicht mit dem Charakter eines Gesandten, sondern mit einem bloßen Empfehlungsschreiben von der Königin an den Kurfürsten, unter dem Vorwande, er hätte diese Reise in seinen eigenen Angelegenheiten vorgenommen. Solches bestärket mich in obgedachtem Zweifel, indem, wenn Gustav Gustavson mit ihm gereiset wäre, welcher damals Administrator von Osnabrück war, jenes Vorgeben alle Wahrscheinlichkeit verloren hätte. Transehe aber konnte dieses leicht vorwenden, weil er eine Berlinerin in der Ehe hatte. Die wahre Ursache, welche man doch ihm selbst nicht bekannt machte, war, daß man trachtete, den Kurfürsten von einer dänischen Allianz abzuziehen. Um diesen Zweck zu erreichen, mußte jener dem Kurfürsten Hoffnung zu Pommern machen,

*) Pufendorf. de Reb. Suec. XV, §. 44 & 49. p. 526. 529.

machen, jedoch dergestalt, daß die Genehmigung der Königin durchaus vorbehalten ward. Ueberhaupt sollte er mehr die Gesinnungen dieses Prinzen ausforschen, als sich zu gewissen Bedingungen erklären. Der Kurfürst ließ sich die Anträge auch ziemlich gefallen, indem er selbst mit dem Frieden, welchen der Kaiser mit dem Kurfürsten von Sachsen in Prag zum großen Nachtheile der Evangelischen geschlossen hatte, misvergnügt war. Er war inzwischen so weise, daß er sich nicht die Hände binden ließ, um Pommern, wo immer möglich, zu behaupten. *)

Nachdem der westphälische Friede getroffen, und Schweden dadurch berechtiget worden, zu Wismar ein eigenes Tribunal für seine Unterthanen in Teutschland zu stiften, ist er zum Vicepräsidenten dieses höchsten Gerichtstuhles ernennt worden: allein er verbat diese ansehnliche Stelle, und lebte auf seinem Landgute Ecke, im Kirchspiele Waxala, in der upsalischen Landeshauptmannschaft,

*) Pufendorf. de Rebus suecic. lib. XV, §. 85, p. 544. lib. XVII, §. 123, p. 605. lib. XVIII, §. 62, sq. p. 629, sq. §. 130, p. 660. §. 157, p. 669 &c.

ſchaft, wo er im vier und achtzigſten Jahre ſeines Alters ſeine Wallfahrt am ſechsten des Chriſtmonats 1673 endigte, als Erbherr von Kroppenhof und Ecke. Das erſtere, welches in Livland lieget, iſt vermuthlich von der Krone Schweden zur Zeit der Reduktion eingezogen, und 1760 dem Generalfeldmarſchall Grafen Tſchernitſchef geſchenkt worden. Er iſt in der Kirche zu Wrarala begraben.

Zweymal hat er ſich vermählet: zuerſt mit Anna von Löye, und hernach mit Magdalenen Roſeneck. Jene war von einem adelichen Geſchlechte aus Braband. Er hielt mit ihr Beylager am ſechsundzwanzigſten May 1623 und verlor ſie am achtzehnten Wintermonats 1624 im Kindbette. Dieſe war eine Tochter des kurbrandenburgiſchen Hofrathes Jakob Philipp Roſenecks und Magdalenen Gilgen, geboren am ſiebenten Chriſtmonates 1615, vermählet in Berlin 1632, überlebte ihn und ſtarb als Wittwe den zwanzigſten Brachmonats 1675. Ihr zu Liebe nahm er den Namen Roſeneck an, welches ſonſt der Name einer anſehnlichen Familie in Italien, wo ſie Roſetti heißt, und in verſchiedenen teutſchen

schen Landschaften, insonderheit in Schlesien, ist. Ich getraue mir nicht, bey dem Mangel mehrerer Nachrichten, zu sagen, ob sie aus dieser Familie abstamme.

Sein einziger Sohn, gleichfalls Joachim, geboren zu Berlin, 1633, starb am fünfundzwanzigsten Hornung 1688 als Häradshöfding oder Kreishauptmann, ohne männliche Erben zu hinterlassen.

Die Familie der von Transehe, welche noch itzt in Livland blühet, scheint mit unserm Joachim in Verbindung zu stehen. Wie und welchergestalt, kann ich nicht sagen. Denn die Stammtafel, die ich in Händen habe, ist für mich so dunkel, daß ich es nicht wage, meine Gedanken darüber zu eröffnen. Wenn ich sagete, daß diese Familie etwa von Gerhardt Transehe und seiner ersteren Gemalin herstamme; so würde dieses eine bloße Muthmaßung seyn.

Man schreibt unserm Transehe ein Buch zu, das zu seiner Zeit nicht geringes Aufsehn machte; woran er aber wenig, oder gar keinen Theil hat. *)

Es

*) Der Titel ist: Les Interets des Princes d'Allemagne, par Joachim de Transée, Ambassadeur. 1712. 8.

Es ist eine Uebersetzung desjenigen Buchs, welches Hippolithus a Lapide, oder Bogislav von Chemnitz einige Jahre vorher in lateinischer Sprache herausgab. *)

Dieses Buch ist zweymal gedruckt, zuerst zu Stettin, doch ohne Benennung dieses Orts, 1640 in 4; und hernach zu Freystadt, oder vielmehr in Holland 1647 in 12. Der Urheber dieses Buchs blieb lange unbekannt; **) man rieth auf verschiedene große Männer; endlich hat ihn Johann Samuel Müller entdeckt. ***) Beyde Ausgaben gehö-

*) Unter dem Titel: Dissertatio de ratione status in Imperio nostro romano-germanico, in qua tum, qualis nam reuera &c. &c.

**) Der Verfasser hatte mehr, als eine Ursache versteckt zu bleiben. Ohne sie alle zu ergründen, fallen zwo ziemlich stark in die Augen. 1) schrieb er sehr hart wider das Haus Oesterreich, also, daß er solches zu vertilgen rieth. Daher der Kaiser diese sonst vortreffliche Schrift verbot. 2) begegnete er dem gelehrten und beliebten Juristen, Theodor Reinking, einem gebornen Kurländer, mit unverdienter Strenge. Siehe die kleinere Ausgabe, S. 11. 33. 36. 38, f. 41. 46. 51, f. 62, f. 96. 101. 108. 148. 169. 221. 248. 251. 253. 309. 321. 405.

***) Eigentlich zu sagen, hat Chemnitz sich selbst entdeckt in dem ebenfalls ausserordentlich raren Buche:

gehören unter die seltenen Bücher, die erstere aber unter die allerseltensten. Transehe hat daran, wie man saget, weiter kein Recht, denn, daß er sie auf des Verfassers Verlangen, vielleicht auch auf allerhöchsten Befehl, genau durchgesehen und zum Druck befördert hat. Die erstere Ausgabe habe ich, so viel ich mich erinnere, niemals gesehen; die letztere besitze ich nun selbst. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die letztere wider des Verfassers Wissen dem Druck übergeben worden, weil man von alle dem, welches von 1640 bis 1647 im teutschen Reiche vorgefallen, darin nichts findet. *)

Senatus Deorum de præsentibus afflictissimæ & periclitantis Germaniæ miseriis & reducenda pace. Holmiæ; 1650 in 12.

*) Heumanni Conspectus reipublicæ litterariæ. Hanoueræ, 1735 in 8. Cap. VI, §. XXXVII. p. 345-350. Livländische Bibliothek. Th. III. S. 250, f. Gebhardi Geschichte der erblichen Reichsstände, B. 11, S. 525. Pütters Litter. des teutschen Staatsrechtes, Abschn IV. Hptst. 1, §. 89-92. Neuest. Jur. Litt. 1776, S. 510, f.

Ein

Ein Mittel, erfrorne und für todt gehaltene Menschen wieder zum Leben zurückzubringen.

Die seit einigen Jahren, besonders in Holland, versuchte Mittel, Ertrunkene vom Tode zu erretten, haben ihrer glücklichen Erfolge wegen einen so allgemeinen Beyfall in Europa erhalten, daß verschiedene Länder die Bekanntmachung derselben als ein eigenes Stück der Medizinalpolizey aufgenommen, und darauf Verordnungen und Prämien gegründet haben, die man als große Beweise einer allgemeinen Menschenliebe gepriesen hat. Mog es nun wirklich Menschenliebe, oder Staatsinteresse seyn, welches nicht gern zwo brauchbare Menschenhände verlieren will, so ists doch in beyden Fällen wenigstens eine rühmliche Anordnung, wenn Mittel, für todt gehaltene Menschen wieder lebendig zu machen, allgemein bekannt werden, damit jeder der noch hülfreiche Hand leisten kann, einem Unglücklichen in der kurzen Rettungsfrist beystehen könne. Aber für erfrorne Menschen ist noch nicht so gesorgt worden.

Aus

Aus Paris wurde vor kurzer Zeit die menschenfreundliche Handlung in den Zeitungen gerühmt, daß der König, der aus seinem Fenster die während des am letzten December eingefallenen strengen Frostes als erfroren umfallende Schildwache gesehen, den Befehl gegeben, daß so lange der harte Frost dauern würde, die Soldaten nur ganz kurze Zeit schildern sollten. Ich will nichts davon sagen, daß es vielleicht noch weit besser gewesen wäre, wenn der gegen so strenge Kälte zärtlichere, nicht durch Pelze geschützte Franzose lieber in seine Wachtstube zurückgewiesen wäre, ich will mich nur wundern, daß man in Paris, wo doch so viel Raffinement herrscht, nicht auf den Einfall gekommen ist, auf irgend eine Weise dem erstarrten Soldaten zu Hülfe zu eilen, daß der menschenfreundliche König nicht einen Preiß auf die Rettung des Unglücklichen gesetzt hat. Es scheint vielmehr, daß der Unglückliche, der wirklich noch am Leben gewesen seyn mag, in der Wachtstube erst seinen Tod gefunden, und daß das Außerordentliche der Begebenheit Sinne und Gedanken der Umstehenden von der Rettung des so eben Erstarrten abgezogen, und

nur

nur blos zu einer merkwürdigen Geschichte der neugierigen Stadt gemacht hat.

Es ist wirklich auffallend, wenn Menschen Mittel zu Versuchen, ja schon dahinzielende Erfahrungen in Händen haben, und sie doch nicht gebrauchen. Es bedarf öfters gar keines besondern Witzes, Aehnlichkeit mit Aehnlichkeiten zu vergleichen, oder eines tiefdenkenden Verstandes, eine Erfahrung auf eine andere mit ihr verbundene Erfahrung durch Schlußfolgen zurückzuführen, um etwas neues zu erfinden; und doch greift der Mensch oft nicht nach dem, was seinen Sinnen und seinem Verstande so nahe liegt. Dieser Fall scheint mir bey dem Rettungsmittel, welches ich in Ansehung erfrorner Menschen, jetzt angeben will, vorzüglich statt zu finden.

In den nördlichen Ländern Europens ist es eine fast allgemein bekannte Sache, daß erfrorne Glieder, wenn sie sogleich, nachdem sie vom Froste gelitten haben, mit Schnee gerieben, oder in eiskaltes Wasser gesteckt werden, sogleich wieder zurecht gebracht werden können. Noch allgemeiner ist es bekannt, daß, wenn ein eben verbrannter Finger

sogleich

sogleich an Feuer gehalten wird, der Schade geheilt werden könne; könnte man nicht aus diesen Erfahrungen eine Bestätigung der in der ganzen Natur so sichtbaren Regeln, daß wenn die Natur schadet, sie auch augenblickliche Mittel zur Heilung darbietet, wenn sie besondere Gifte an einen Ort hinlegt, gleich darneben die Rettung angiebt, wenn sie in einer Art schadet, auch in derselben Art wieder hilft, benehmen, und sich nun belehren lassen, daß, wenn ein ganzer lebendiger Körper von Frost erstarrt worden, eben dieser durch einen andern Grad des Frostes wieder aufgeweckt werden müße? Ehe ich hiervon rede, und die Ursachen dieser merkwürdigen Naturerscheinung untersuche, oder zu erklären wage, will ich zu den bereits bekanntern Erfahrungen ein Paar Beyspiele von erfroren gewesenen, von selbst aber durch einen Zufall ins Leben wieder zurückgekehrten Menschen erzählen, weil diese Erfahrungen mir die Veranlassung zu dieser Schrift gegeben haben.

Vor ohngefähr drey Jahren erfriert einer von mehrern Bauern, welche einige Meilen weit zum Wochenmarkt nach Mitau fahren, unterwegs, welches bey ihm um so schneller sich hat ereignen können,

nen, weil er betrunken gewesen und dadurch schläfrig geworden war. Seine Gesellschafter, die ihn vom Frost erstarrt und todt befinden, wollen nicht mit der Leiche umkehren, noch weniger aber sie weiter fortführen; sie beschließen, den todten Körper lieber in den Schnee zu verscharren, und da so lange liegen zu lassen, bis sie aus der Stadt zurückkehren würden, da sie denn die Leiche in ihre Heimath führen wollten. Sie verweilen den Tag in der Stadt, kommen am Abend an die Stelle, wo sie ihren Todten verscharrt hatten, um ihn nun aufzunehmen, sie finden aber zu ihrer großen Verwunderung die Stelle leer. In der Unbegreiflichkeit, was wohl mit ihrem Todten vorgegangen seyn möge, kehren sie nach Hause zurück, und siehe, ein neues Wunder! die gewesene Leiche sitzt am Tische und stillt den Hunger.

Eine neuere Geschichte ist diese. Ein Bauer, der von seinem Herrn nach Riga, gewisse Bestellungen auszurichten, abgeschickt wird, erstarrt, auch in der Trunkenheit auf dieser seiner Reise. Sein Weib, welche seine Begleiterin war, und so lange das Schlittenpferd regierte, als ihr Mann den Rausch aus-

ausschlief, merkte, ihr Mann sey erfroren. Sie wendet alle Mittel an, ihn zu wecken, oder sich zu überzeugen, ob er wirklich todt sey, und da sie aus gemeinen Erfahrungen daß letztere für gewiß hält, so entschließt sie sich, da sie einmal nach Riga fort muß, ihre Leiche in einen mit Schnee angehäuften Graben zu werfen, noch mit Schnee zu bedekken, und daselbst bis zu ihrer Rückkunft liegen zu lassen. Sie bestellt ihre Angelegenheiten in Riga äußerst schnell, um nur bald zu ihrem todten Manne zurückkehren zu können, weil sie fürchtet, er möchte von wilden Thieren zerrissen werden. Wie sie an die Stelle zurückkommt, so findet sie ihren Mann nicht mehr, und ist in der ersten Bestürzung bekümmert, daß er vielleicht ein Raub der Wölfe geworden sey. Sie klagt und weint, ohne zu untersuchen. Nachdem sie der Natur ihren Zoll entrichtet hat, und sich etwas Gemüthsstille einfindet, fängt sie an, die Spuren der Thiere zu suchen, sie findet aber nicht das geringste Merkmal. Höchst betrübt über das traurige Schicksal ihres Mannes reiset sie auf ihrem Wege nach Hause weiter fort, hält aber in einem der nächsten am Wege stehenden Wirthshäu-

ser

ser an, um sich vom Schrecken und Leide etwas zu erholen. Aber ein neues Schrecken und Furcht überfällt sie in der Gaststube, da sie die Erscheinung erblickt, daß ihr gewesener Mann am Tische sitzt, und ein Glas Branntwein vor sich hat. — Endlich erholt sie sich, erkennt den wirklich lebenden Mann und fährt wieder froh mit ihm nach Hause.

Gegen diese und vielleicht noch einige andere wenige Beyspiele, hat man, ich möchte sagen, tausend andere, wo Menschen, die erfroren waren, aber auch, weil Anstalten zur Beerdigung, Kirchhöfe, Trauergerüste nicht fern waren, sogleich mit allen Zurüstungen als Leichen behandelt worden, und dem Grabe übergeben sind. Wäre ein blos ohngefährer, jenen vorher beschriebenen Unglücklichen höchst glücklicher Zufall bey allen diesen vorhanden gewesen, vielleicht würde noch kein Sterblicher, als Erfrorner, in die Grube gefahren seyn. Sey es auch nun nicht von allen wahr, sey es, daß gänzliche Erstarrung bis auf die innersten Theile des Körpers wirklicher Tod sey, — wie dieß auch meine folgende Erklärung ausweisen wird, es müßte denn eine

an einem zum Tode verdammten Delinquenten einmal versuchte Erfahrung das Gegentheil beweisen, — so können doch vorige beyde Geschichten belehren, oder wenn jemand aus Zweifel an der Richtigkeit aller Todesumstände sie nicht für belehrend hielte, doch wenigstens die allgemeinen Erfahrungen, daß erstarrte Glieder durch einen andern Grad des Frostes geheilt werden können.

Die Erfahrungen sind also richtig; es kommt daher nur auf eine physische Erklärung an, damit man von jenen Erfahrungen einen Schluß mache auf ein Mittel, erfrorne Menschen wieder zum Leben zurückzubringen, und dann urtheile, die Natur habe dieses Mittel gelehrt, oder wie der Mensch stolzer redet, ein Mensch habe es erfunden.

Der Mensch fühlt in der Atmosphäre Kälte, wenn diese ein starker Ableiter der in ihm befindlichen thierischen Wärme ist, die sich, wie alle Wärme, immer mit den benachbarten Körpern im Gleichgewicht zu erhalten sucht, obwohl mit einigem Unterschiede, indem sie in dem lebenden thierischen Körper als aus einer eigenen Quelle immerfort ausströmt. Bey leblosen Körpern verliert

der warme Körper von seiner Wärme nach dem Maaße der Kälte der an ihn grenzenden Körper. Diese Regel gilt nicht bey lebenden thierischen Körpern, vielmehr stimmen die Erfahrungen über die Wärme derselben nicht mit den Erfahrungen an den zur Bestimmung der atmosphärischen Wärme gebrauchten Wärmemessern überein. Die Versuche eines Fordyce *) und Solander über das Verhältniß der Menschenwärme zur atmosphärischen Wärme, sind zu lange bekannt, und die Beobachtungen mit ihren Erklärungen eines Deodat de Dolomieu **) sind nicht mehr so befremdend, daß ich nöthig hätte, hier noch eigene Beweise zu führen. Es bleibe also vorjetzt bey dem ausgemacht scheinenden, daß die Atmosphäre ein Wärmeleiter des menschlichen Körpers ist, und daß sie unter gewissen Umständen, welche Dolomieu in gewisse Dünste setzt, wozu ich eine verstärkte Bewegung dieser Dünste durch Windstöße beyzufügen wage, ein stärkerer, unter andern Umständen aber ein schwächerer Leiter ist. In jenem Falle wird die

in

*) Philos. Transact. Vol. LXV.

**) Voyage aux Isles de Lipari.

in dem innern des thierischen lebenden Körpers erzeugte Wärme zunächst aus den äußern Stellen schnell fortgeführt, und wenn sie nun so äußerst schnell fortgeleitet wird, daß sich die Wärme bis zu diesem Gliede hin nicht so schnell ersetzen kann, so fehlt zuletzt der Grad Wärme, der zur Fortdauer des Lebens dieses äußern Gliedes erfordert wird, es entsteht eine Stockung der Säfte zuerst unter der Haut, auf diese folgt eine neue Stockung darneben, und so gehts weiter fort, bis es heißt, es sey das Glied oder der Theil des Körpers abgefroren. Würde dieses allmählige Abfrieren die ganze Oberfläche des Körpers treffen, so würde das Blut um so mehr sich im Gehirne anhäufen, es würde Schläfrigkeit entstehn, wirklicher Schlaf erfolgen, und auf diese der bey so stark gehemmter Ausdünstung und geschwächter Lebenskraft mit Ueberzeugung geglaubte Schein des Todes das Ende machen. Würde der Körper noch länger demselben Grade von Kälte, d. i. noch demselben Wärmeleiter in der Atmosphäre ausgesetzt seyn, so würde am Ende gänzliche Erstarrung und mit dieser wirklicher Tod erfolgen.

Wenn

Wenn es nun aber noch nicht bis zum wirklichen Tode gekommen ist, nur bis zum Schein, so sollte nach unsern vorhin angeführten Erfahrungen, und nach den zuletzt zum Grunde gelegten Theorien, die im geringsten nichts Widersprechendes bey sich führen, der erstarrte Körper aus dem bisherigen Wärmeleiter gebracht, und einem andern Wärmeleiter genähert werden. Ein solcher anderer Wärmeleiter ist nach meiner jetzigen Angabe der Schnee oder eiskaltes Wasser; und wie er es sey, daß will ich gleich zeigen.

Doch noch vorher will ich die Schädlichkeit der äußern Wärme für erfrorne Glieder, folglich auch für erstarrte Menschen, kurz beybringen. Aeußere Wärme, sobald sie stärker ist, als der noch schwache Rest der Wärme des thierischen Körpers, der nach dem erfrornen Gliede hinströmt, theilt sich dem erfrornen Gliede mit, und dieses wird nun Wärmeleiter für die erwärmte Atmosphäre, da es vorher die erkältete Atmosphäre für dasselbe Glied war. Diese schnell herzugebrachte Wärme theilt sich also dem erstarrten Gliede als atmosphärische Wärme, oder wenn jemand keinen Unterschied der atmosphä-

rischen von der thierischen Wärme statt finden lassen wollte, doch als Wärme mit, die mit ihrer ausdehnenden Kraft auf die äußere Oberfläche und die zunächst darunter liegende Gefäße zuerst wirkt, ohne daß von neuem auf der entgegengesetzten Seite des Frostes auch zugleich gewirkt und das nun wieder von der Erstarrung freygemachte Blut mit der ganzen Blutmasse zu seinem vorigen Umlaufe gebracht werden könnte. Hierdurch entsteht eine augenblickliche Trennung der koagulirten Säfte, sie finden keinen Rückweg, weil der noch vom Froste verschlossen ist, es entstehen mithin Extravasationen, die, wenn sie auch nicht allemal sogleich zur Fäulniß übergehen, doch eine gegen jeden künftigen Frost höchst empfindliche Stelle nachlassen. Würde nun gar ein vom Froste erstarrter Mensch in ein erwärmtes Zimmer gebracht, oder mit warmen Tüchern gerieben, oder mit warmen Wasser gewaschen werden, so würde der ganze Mensch in augenblickliche Fäulniß gebracht, und statt errettet, in seiner vielleicht nur noch auf der Oberfläche befindlichen Erstarrung getödtet werden, ohne daß noch nach einer solchen bereits vorgenommenen

ver-

verkehrten Behandlungsart ein Rettungsmittel übrig bleiben könnte.

Wenn man dagegen den erfrornen Menschen ganz aus der Verbindung setzt, in welcher er mit der Atmosphäre als bisherigen Wärmeleiter stand, und ihn dagegen in einen andern Wärmeleiter, welches der Schnee oder eiskaltes Wasser ist, hineinbringt, so kann es nicht fehlen, es muß die in dem Innern des Körpers noch fortwirkende Lebenskraft, die durch das gleichmäßig den ganzen Körper umfassende Wärmeleitungsmittel zum neuen Ausströmen der Wärme nach den äußern Theilen hin, und noch dazu durch ein kälteres aber nicht so schnell wirkendes Heilungsmittel als die zu einem so hohen Grade erkältete und bewegte Luft ist, nur stärker gereizt wird, sich durch die erfrorne Oberfläche bis zu dem kälteren Schnee oder Wasser hindurch verbreiten, sich den vorher durch die atmosphärische Kälte versperrten Weg wieder bahnen, und die hier bisher stockend gewesenen Säfte wieder auflösen, und in die allgemeine Blutmasse sowohl als zu den Absonderungs und Ausdünstungsgefäßen wieder zurückführen. Das wird freylich nicht ohne schmerzliche

liche Empfindungen abgehen, da man es schon im kleinen vom Froste erstarrt gewesenen eben wieder zurecht gebrachten Theilen des Körpers nur gar zu wohl empfindet, was für ein unangenehmes prikkelndes Brennen darauf erfolgt; inzwischen scheint doch die Betäubung, in welcher der erfrorne Mensch liegt, und das Wiederaufleben vorgeht, dieses Aufthauen des Körpers nicht so empfindlich seyn zu lassen, als man wohl im größern Grade aus der Erfahrung bey kleinern Theilen vermuthen dürfte.

Das Mittel also, den erfrornen Menschen in Schnee oder in eiskaltes Wasser zu legen, um ihn durch die Kraft dieses stärkern aber gleichmäßig langsam wirkenden Wärmeleiters wieder zum Leben zurückzubringen, würde ein von der Natur des menschlichen Körpers und seines Wärmeverhältnisses zur Atmosphäre, zum Schnee, zum Wasser, selbst hergenommenes Rettungs- und Heilungsmittel, und auch meinen vorhingezeigten Erfahrungen und Theorien gemäß seyn.

Wollte man aus diesen Betrachtungen Gründe vernehmen, auch auf neue Mittel, sich vor dem Froste zu verwahren, zu sinnen, so glaube ich, daß

es

es nicht schwer seyn würde, nachstehende Mittel als Verwahrungsmittel anschauend machen zu können. 1) Seinen Körper müßte man entweder recht sorgfältig und durchaus gleichmäßig mit wärmenden Kleidungsstücken bedecken, oder ihn nur äußerst wenig, doch auch gleichmäßig, vor der Kälte schützen. Der Russe bewickelt im strengsten Froste nur die Füße: Hals und Brust sind bey ihm unbedeckt. Dadurch erhält er eine gleichmäßige Verbreitung der innern Körperwärme nach den äußern Theilen hin; dabey bewegt er sich, und genießt trockne harte Speisen, durch deren Reiz die Lebenskraft besonders angefacht wird. 2) Statt der warmen Getränke müßte man kaltes zu sich nehmen, damit nicht die Ausdünstung zu stark werde, und durch die erstarren machende Luftzüge der Atmosphäre um so eher eine Stockung entstehe. 3) Man vermehre durch reiben, oder auch nur durch Bewegung, die Wirksamkeit des Blutumlaufs, und hemme dadurch jede angefangene Stockung. 4) Man hüte sich vor hitzigen Getränken und 5) besonders vor ruhiger Lage eines Gliedes, noch mehr aber vor wirklichem Schlaf. Jede im starken Froste sich äußernde

ſernde Schläfrigkeit iſt der Vorbote des heranna-henden Todes. 6) Von den bekanntern künſtlichen Verwahrungsmitteln z. B. den Körper mit Talg zu beſtreichen, wodurch beſonders der atmoſphäriſche Wärmeleiter bey unterbrochener Ausdünſtung des Körpers von der Körperwärme getrennt erhalten wird, will ich hier nichts weiter reden, weil dem bis-her geſagten zufolge ſich nun leicht mehrere Mittel erdenken laſſen.

Schon mancher nützliche Menſch iſt durch Ver-ſäumung dieſer Verwahrungsmittel für den Staat unbrauchbar geworden, und mancher mag gar ins Grab gelegt ſeyn, der noch ein viertel Jahrhundert, oder mehr, der Welt hätte Nutzen ſchaffen können. Unter den unglücklichen Menſchen, die dieſes höchſt traurige Schickſal erlitten haben, fällt mir zuerſt Steller ein, der auf ſeinem Wege von Kamtſchatka im Schlitten erfror, und von den unverſtändigen Soldaten, ſeinen Begleitern, als Leiche in die Erde verſcharrt wurde. Wie viel Gutes würde der um die neuen Entdeckungen in Kamtſchatka verdiente Steller noch bey uns haben ſtiften können, wenn er nicht lebendig begraben worden wäre.

Zusatz zu dem im vorigen Stücke befindlichen Aufsatze von den aerostatischen Ballons oder Luftbällen, zu §. 5.

Nach der nunmehr zu Paris herausgekommenen Beschreibung der mit der aerostatischen Maschine der Gebrüder Montgolfier gemachten Versuche, von Herrn Faujas de St. Fond, hat, den bisherigen Zeitungsnachrichten zuwider, die brennbare Luft auf die Erfindung der Luftbälle nicht den geringsten Einfluß gehabt. Herr von Montgolfier kam blos durch seine Betrachtungen über das Aufsteigen der Dünste auf den lächerlich scheinenden Einfall, Wolken in Säcke einzusperren, und auf diese Art ein Luftschiff zu verfertigen, welches ihm auch bey seinem ersten, zu Annonay in der Provinz Dauphiné, am vierten Junius vorigen Jahrs angestellten Versuche nach Wunsche gelang. Er füllte nämlich damals, so wie nachgehends zu Paris, seine Luftbälle mit dem Dunste von hellbrennendem Stroh, mit Scheerwolle gemischt, wodurch er zwar, durch Wärme und aus brennenden Körpern aufsteigende elastische Dämpfe verdünnte, aber

doch

doch blos atmosphärische und gar nicht, wie man vorgab, entzündbare Luft erhielt. Erst als man in der Hauptstadt von diesem sonderbarem Versuche Nachricht erhielt, rieth Herr Charles auf die brennbare Luft, und gebrauchte solche bey Füllung der von ihm mit Beyhülfe der Gebrüder Robert verfertigten Maschinen. So entstanden die beyden Sekten in der Aeronautik, die einander den Ruhm der Erfindung eine Zeitlang streitig machten.

Es ist nicht zu läugnen, daß freylich der Dunst von brennendem Stroh ohne alle Vergleichung wohlfeiler ist, als die brennbare Luft, und daß man nach der Weise des Herrn von Montgolfier, einen sehr großen Luftball, ohne viele Umstände in wenigen Minuten anfüllen kann, da hingegen das Füllen nach der Art des Herrn Charles, weit mühsamer und langweiliger ausfallen muß. Weil aber doch die Dünste des Herrn von Montgolfier weit schwerer sind, als die brennbare Luft, so erhält man bey den Gebrauche der letztern eine sehr beträchtlich größere Gewalt, man kann daher die Maschine weit kleiner machen, und in sofern hat jede Art zu füllen ihre eigenen Vorzüge. Die eine

ist

ist wohlfeil und bequem, die andere zwar kostbar und mühsam, aber von ungleich besserer Wirkung.

Die brennbare Luft, welche man aus Zinke vermittelst der Salzsäure entwickelt, ist noch leichter, als diejenige, welche man aus Eisenfeil durch die Vitriolsäure erhält, sie ist aber auch um etwas kostbarer. Der Domherr Veneziani, welcher öffentlichen Nachrichten aus Wien zufolge, bey seinen mit den Luftbällen gemachten Versuchen, die entzündbare Luft zwar aus Zinke, jedoch mit sehr geringem Aufwande gezogen haben soll, muß sich vermuthlich eines noch unbekannten Mittels bedient haben, diese Luftart zu erzeugen.

Sollte es indessen wahr seyn, was vor kurzer Zeit von Paris aus gemeldet worden ist, daß man nunmehr einen Kubikfuß brennbarer Luft für einen Pfennig verfertigen und liefern könne, so wäre eine bisherige Hauptschwierigkeit gehoben, und zu vermuthen, daß man inskünftige die Montgolfiersche Luft nicht anders als im Nothfalle bey der Luftschifferey gebrauchen werde.

Aus einem Briefe aus Dresden.

— — — Was Sie mir vor meiner Abreise von Mitau mit so vielem Enthusiasmus über diese schöne Stadt sagten, das habe ich nun alles wahr, und mehr als wahr befunden. Seit ich hier bin, bin ich mit Herz und Augen keine Minute müßig gewesen, und Ihren Rath, viel aufzuzeichnen, habe ich mit großem Nutzen bis auf diese Stunde befolgt. Das sollen Sie sehen, wenn ich einmal wieder bey den Meinigen seyn werde. — Es ist fast ein Wunder, wie schnell diese Stadt nach einer solchen Verwüstung, als sie durch den siebenjährigen Krieg erlitt, von neuem aufgebauet worden ist. Jetzt sieht man fast keine Spur von Ruinen mehr, und sie soll nun wirklich schöner gebauet seyn, als sie vorher war. Aber nichts geht über ihre reizende Lage! Tag für Tag gehe ich hinaus, anzubeten den großen Vater der Natur, der dieß alles so herrlich machte, und dem Menschen Verstand und Kraft gab, selbst sein Werk zu verschönern. Diese mannichfaltigen Berge, mit Reben bedeckt, die malerischen Ufer der Elbe, Thäler und Hügel, sind allenthalben mit Gebäuden

bänden wie besäet, die durch das abwechselnde Grün sehr reizend hervorragen. In Wahrheit, man sieht es der Stadt und der umliegenden Gegend an, daß die Auguste thätige Beförderer der schönen Künste waren, man sieht es allerwegen, daß Künstler und Handwerker in einer Akademie unterrichtet worden sind. Dieses nützliche Institut soll mit Hagedorns Tode viel von seinem ersten Glanze verloren haben. — Selbst in den Häusern der Bürger herrscht hier Geschmack in Meubeln und Auszierung. Der Kurfürst ist, wie bekannt, ein großer Wirth, daher soll es kommen, daß die Lebhaftigkeit der Stadt, gegen die vorigen Zeiten, sehr abgenommen hat. Auch ist hier von Luxus wenig zu merken; man lebt so wohlfeil, als möglich, und jeder um den andern unbekümmert. Eines gefällt mir nicht, weil ich ein Kurländer und es anders gewohnt bin. Der Unterschied der Stände ist hier zu auffallend, und der Große läßt es dem Mittelmanne wie dem Kleinern zu sehr empfinden, daß er groß ist. Darum herrscht auch im Umgange, so gut er sonst ist, doch viele Steifigkeit. Auch scheint mirs, daß in Dresden die Lektüre weniger Liebhaber hat, als in Berlin. Die

schönen Geister von Namen sind hier Daßdorf und Meisner, zween Männer von ganz verschiedenen Fähigkeiten. Der erstere ist ein Muster von dienstfertigem und lehrreichem Bibliothekar und sehr beliebt. Was er in seiner Beschreibung von Dresden, unter andern, von der Geselligkeit der hiesigen Einwohner sagt, leidet einigermaßen Einschränkung, denn ohne besondere Verbindungen findet ein Fremder hier nicht so leicht Eingang.

Noch Eines habe ich angemerkt, und Sie werden es wahr finden. In ganz Sachsen herrscht noch eine Strenge in Handhabung der Gerechtigkeit, die der frohen, guten Nation nicht angemessen ist. Alles geht pünktlich nach den alten blutgierigen Gesetzen, die der Richter, wenn er auch nach seinem Herzen wollte, nicht überschreiten darf. Wer Feuer anlegt, wird noch lebendig verbrannt, und der Dieb gehangen. Daher sind auch der Scherzen und Büttel so viel, und die obrigkeitlichen Personen ein Schrecken für den gemeinen Mann; und viele der angenehmsten Aussichten um Dörfer und Städte sind hier sehr oft mit einem hohen gemauerten Galgen und aufgestellten Rädern, zu großem Aergerniß

gerniß des menschenliebenden Reisenden, unterbrochen. —

Wie glücklich, habe ich oft gedacht, sind wir in diesem Falle dagegen in unserm Vaterlande! Keine dergleichen schauerlichen Gerüste, und doch höchst selten eine des Todes würdige That! Hier stehen, zur Warnung anderer, Galgen und Räder in Menge, und doch fehlt es an Todschuldigen nicht; wir haben fast nichts dergleichen, und hören doch höchst selten von vorsetzlichem Morde, Straßenraube oder Mordbrennerey. Die Weisheit und Gelindigkeit unsrer Richter, die Einfalt und Deutsamkeit unsrer Gesetze, und unser angebornes Gefühl von Freyheit und Ehre, die jenes alles bewirken, sind Vorzüge unsers Landes, die wir vor großen Nationen voraus haben, und nicht eher bemerken und in ihrer ganzen Würde nicht eher fühlen, als bis wir einige hundert Meilen über die Grenzen desselben hinauskommen. — Sonst sind die Menschen hier überhaupt gutartig, ihrem Fürsten herzlich ergeben, heiter, arbeitsam und eifrig in ihrer Religion. Das macht die schöne Temperatur des Klimas, die Erziehung und die Bigotterie, mit der alles beym alten Herkommen erhalten wird. —

Mitauische

Monatsschrift.

März, 1784.

Mitau,
gedruckt bey J. F. Steffenhagen, Hochf. Hofbuchdrucker.

Ist es nothwendig und rathsam, alle fremde Wörter aus unserer Sprache zu verbannen?

Es hat keine Sprache in der Welt gegeben, die bey zunehmender Kultur, bey dem zunehmenden Verkehre mit Völkern fremder Zungen und bey fortwachsender Erweiterung der Begriffe und Kenntnisse, sich in ihrer ursprünglichen Lauterkeit und eingeschränkten Einfalt unverrückt erhalten hätte. Die griechische, zum Exempel, — denn von der hebräischen darf und kann hier gar nicht die Rede seyn, — wie viel hat sie durch die Reisen ihrer ersten klassischen Geister nach Aegypten, wie viel hat sie von ihren Nachbarn, von Persern und Celten und Barbaren, ihr ursprünglich Fremdes angenommen! Welche Verschiedenheit in der Schreibart des Herodot und des Thucydides, welche noch größere in der des Polybius und der des Herodian! Man sieht offenbar, wie viel durch den Umgang

mit

mit Fremden dieſe Schriftſteller nach und nach, jeder in ſeiner Art, Eigenthümliches angenommen, man ſieht, daß durch den Einfluß der ſie umgebenden von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mächtiger in ihre Nationalverfaſſung einwirkenden Ausländer Vortrag und Worte nicht wenige Abänderungen erlitten haben. Es iſt hier der Ort nicht, dieſe gewiß gegründete Behauptung, gelehrt und kritiſch, durch Anführungen und Belege zu rechtfertigen; genug, ſie iſt wahr und in den Werken der Schriftſteller unverkennlich.

Unverkennlicher iſt ſie in der Sprache der Römer. Wie viel findet ſich in dieſer älteſten Monumenten hetruriſches, wie viele Wörter weiterhin ſind karthagiſchen Urſprungs! Und die beſten Autoren im goldnen Alter der römiſchen Litteratur, haben ſie nicht Terminologie, nicht eine große Menge Wörter, Ausdrücke und Wendungen von den Griechen erborgt? Bey vielen iſt die Gleichheit mit den griechiſchen Wurzelwörtern ſogleich auffallend; bey eben ſo vielen iſt ſie ohne große Künſtelley zu finden, und viele ſind ganz griechiſch, nur in römiſcher Form, oder darnach gerichtet.

Und unsere neuern Sprachen alle, sind sie nicht insgesammt ein Gemisch der ursprünglichen einfachen mit mancherley fremden Zungen? Die englische, diese ausgeartete Tochter der teutschen, wie bunt, und doch wie ausdrückend ist sie! Hat sie nicht von den alten Britten, von Römern und Normannen, Reichthum und Bedeutsamkeit genommen? hat sie nicht alle neue Sprachen geplündert? Aber sie hat, was fremd war, unter ihr Joch gebracht, alles nach Willkühr verkürzt, verlängert oder umgekehrt, und dadurch sich einen Ueberfluß an Wörtern verschafft, der ihrer Energie, Klarheit und Fülle unendlich zu statten kommt. Dadurch auch hat sie den Vortheil erhalten, daß es ihr an Worten zu jederley Begriffe nie fehlt; einen Vortheil, dessen Mangel in vielen andern neuern Sprachen die feinsten Köpfe sehr oft empfinden.

Noch einige Beyspiele, die Sache einleuchtender zu machen, und dann zur Anwendung. Als Spanien noch unter karthagischer und römischer Bothmäßigkeit stand, war seine Sprache arm und unkultivirt; sie war blos Volkssprache, gegen die herrschende römische ungeachtet und rauh; aber

Bildung

Bildung und Bereicherung hat sie den Mauren zu verdanken. Aus ihren einheimischen alten, aus römischen und maurischen Wörtern erhub sie sich erst zu der edlen und angenehmen Erhabenheit, die im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert sie auf einige Zeit zur Hofsprache von ganz Europa machte.

So auch die französische. Sie hat viel den Römern, aber auch eben so viel den Franken, oder Teutschen, zu verdanken. Doch hat sie ihren fremden Zuwachs vor allen andern am glücklichsten zu verbergen und sich ganz eigenthümlich zu machen gewußt.

Nicht so wir Teutsche. Wir haben von jeher entweder mit unsrer Armuth uns unbekümmert beholfen, oder mit fremdem Zuschube, statt ihn nach unserm Nationalschnitte zu formen, uns pedantisch gebrüstet, oder wieder mit einer armseligen Puristerey mit unkluger Verbannung alles dessen, was nicht urteutsch war, uns lächerlich gemacht.

Dieß läßt sich aus der Geschichte unsrer Litteratur und Sprache sehr leicht beweisen. Die Sprache unsrer ältesten Schriftsteller, die Sprache

che Notkers, Otfrieds u. a. ist äußerst rauh und arm, und nur zum Schmucke, mit lateinischen Fetzen ausstaffirt. Reicher an Worten und Begriffen, aber auch durch fremde Veranlassung, sind die Minnesinger und die folgenden Schriftsteller, bis auf Luthern. Nach den Zeiten dieses klassischen teutschen Mannes fiengen Theologen und Kanzleyschreiber allmählig an, die Muttersprache mit viel fremden, rohem Zusatze zu verderben; nur einige Dichter, bis gegen die Mitte der opitzischen Periode, erhielten sie noch glücklich in ihrer angebornen Reinigkeit und Einfalt. Aber so wie mit dem dreyßigjährigen Religionskriege Franzosen und Welsche Teutschland mit erdrückender Macht überschwemmten, so ward auch die Sprache zusehends bunter und unteutscher. Man gieng nicht darauf aus, den durch Ausländer gewonnenen Zuwachs an Begriffen, Ausdrücken und Wörtern einheimisch zu machen und einzuformen, sondern man begnügte sich, ihn aufgegriffen zu haben, so wie er war; und am Ende hielt man es für Ehre, des Fremden je mehr je mehr je lieber in Schriften zu gebrauchen. Man schrieb nur halb teutsch, man gab italienischen,

französischen und lateinischen Zeitwörtern teutsche Endungen, brauchte ganze Phrasen aus jenen Sprachen, deklinirte und konjugirte getreulich in fremder Mundart, schrieb, was ausländisch war, noch dazu alles mit lateinischen Buchstaben; und so ward unsre Sprache nach und nach ein abscheuliches Gemengsel, eine jämmerliche Olla potrida, die ohne Bedauern und Ekel in den Schriften aus jenen Tagen sich wahrlich nun kaum betrachten läßt.

Als es just mit unsrer Sprachverwirrung am tollsten hergieng, erhuben sich auf einmal einige gelehrte und patriotische Mitglieder der fruchtbringenden Gesellschaft, und zugleich mit diesen auch Philipp von Zesen, ein sonderbarer Kopf, wider den allgemein eingerissenen Unfug; aber sie übertrieben ihre Neuerungssucht bis zum Lächerlichen; sie wollten nichts leiden, was fremd war, und verwechselten die nur anscheinlich aus der römischen in unsre Sprache übergegangenen Wörter mit poßierlichen neuen, *) sie machten die Sprache dadurch fade, burlesk und schwerfällig, und — fruchteten

*) Man sehe unter andern Zesens teutschen Helikon.

teten deßhalb mit ihrer eingebildeten Reformation nicht viel, oder vielmehr gar nichts. Nur wenige bequemten sich auf einige Zeit zu den pedantischen Regeln dieser Puristen, und als sie der allgemeinen Annahme ihrer wunderlichen Anmaßungen sich eben am nächsten glaubten, kehrte in kurzem alles wieder zu der alten Wortmischerey zurück; ja das Uebel ward fast ärger, als vorher. Das beweisen alle Staatsschriften, Urkunden, Predigten, Gedichte, alle galante Schreibereyen, und witzige Albernheiten von den Tagen Philipps von Zesen an, bis auf Gottscheden.

Dieser Mann griff die Sache mit größerm Nachdenken, mit größerer Einsicht und Härtigkeit an, als Zesen, und bewirkte durch seine Lehrbücher, durch Kritik, und was am meisten half, durch Mitwirkung einiger vortrefflichen Köpfe seines Zeitalters, durch Hallers, Bodmers, Mosheims, Drollingers und Hagedorns Muster, doch endlich, was seit so vielen Jahren unmöglich geschienen hatte. Nun ward es wieder schnell eine Schande, nicht rein teutsch zu schreiben; die ersten vortrefflichen Schriftsteller aus der Hallerschen Periode behaup-

hauptsten sich glücklich in dieser Anhänglichkeit an den ächten, unverdorbnen teutschen Ausdruck, und einige derselben übertrieben es fast wieder bis zum alten affektirten Purismus. Die Verfasser der Litteraturbriefe, die zu dieser Zeit mit ungewöhnlicher Schnelligkeit ihr gelehrtes Richteramt gründeten, rissen sich auf einmal von diesem ängstlichen Zwange los, und gebrauchten von neuem, aber mit großer Vorsicht und Gewissenhaftigkeit, ausländische Wörter. Ihr Beyspiel, so musterhaft es war, verführte doch viele Nachahmer, fort und fort, auf Abwege; viele Schöngeister und wizzelnde Schriftsteller haben seitdem diese wohlgegründete Freyheit bis zum Aergerniß gemisbraucht: deß mögen, unter vielen, die Klotzische teutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften, die Schleswiger Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur der jüngere Kramer, Klodius, viele neue Geschichtschreiber und Mitarbeiter am teutschen Merkur, und manche neue politische Schriftsteller, ein Zeugniß seyn. Diese Schriftverfasser haben sich eine solche Menge französischer und andrer fremden Wörter erlaubt, daß, wenn sie mit römischen und nicht

teutschen

teutschen Buchstaben gedruckt wären, ihren Werken wenig zur Gleichheit mit denen aus den ersten Jahren dieses Jahrhunderts mangeln dürfte. Schon haben hin und wieder einige brave Teutsche diese neueste Sprachverderbung in Schriften zu rügen angefangen; sie haben so gar gegen ihre Urheber öffentlich hier und dort zum Streite die Losung gegeben; und nur ein Zesen, oder Gottsched fehlt, so ziehen neue Puristen wider die neuern Teutschfranzosen mit Siegeskraft zu Felde.

Doch, so wie alles in der Welt seine Bedingungen, Ausnahmen und Einschränkungen leidet, so wie der Menschen Wissen und Thun von jeher unter den Menschen Tadel oder Lob, Theilnehmung oder Hintansetzung fand, so geht und ist es auch von jeher in dieser vielen sehr wichtigen, andern sehr gleichgültigen Sache gegangen. Einer hat diesen, der andre den gegenseitigen Fehltritt bestritten, und jeder hat doch gethan, was, als ein Mann von Bedeutung, nach seinem Bedünken, er zu thun sich berechtiget glaubte. Dazu kömmt noch, von langen Zeiten her, die dem Teutschen angeerbte Nachahmungssucht, die jedem ersten Einfalle, jeder

neuen

neuen und ersten Grille sogleich eifrige Verfechter schafft; und wir haben den Fall gehabt, daß sogar Schreib- oder Druckfehler in den Schriften eines vermeyntlich großen Mannes mit Gierigkeit, als große Originalgeniezüge, von schwachen und doch allthätigen Köpfen angestaunt, ergriffen, und am Ende, zu der letztern großen Schande, mit Ungestüm vertheidigt worden sind.

Wenn unsre neuesten jungen Autoren die kritischen Schriften unsrer alten und neuen sprachkundigen teutschen Sprachforscher mit Ernste studiren, wenn sie recht bekannt werden wollten mit dem, was Aichinger, Fulda, Stosch, Heynatz, Adelung u. a. über die teutsche Sprache geschrieben haben, so würde so leicht Niemand in der schwierigen Sache weder zu viel, noch zu wenig thun; so würden der Teutschverderber weniger, und der Verfechter der neuesten übertriebenen Teutschheit eben so wenige seyn.

Klopstock, der vortreffliche, große Dichter, hat gewissermaßen unsrer vaterländischen Sprache, die er, seit seiner ersten Erscheinung, so vielfältig bereicherte, zu großer Erhabenheit emporhob und

verschö-

verschönerte, doch wieder vielfältig geschadet. Nicht durch eine Zeile seiner poetischen Werke, nicht in seinem Messias, nicht in seinen Oden, nicht in seinen Trauerspielen; aber durch seine wunderbare Reinigungssucht, durch seine wunderbare neue Teutschheit und durch seine geflissentliche Verachtung alles Ausländischen. Diese ganz eigene Neuerungsbegier eines großen Mannes hat viele junge Köpfe bethört und auf Irrwege verleitet. Von ihm vornehmlich kommen mancherley recht weislich ausstudirte Alfanzereyen her, die der fernern Kultur der Sprache seit einigen Jahren offenbar hinderlich gewesen sind.

Auffallend ists, daß seit so vielen Jahrhunderten, während daß alle Nachbarn um uns her ihre Büchersprache durch Regeln einer gesunden Grammatik in einen gewissen festen und sichern Gang brachten, wir Teutsche allein zurückgeblieben und in vielen Stücken noch fast ohne geltendes Gesetz sind. Nur unter uns, und unter uns allein, darf es jeder Neuerer sich herausnehmen, mit der Nationalsprache nach Willkühr zu schalten; und wenn ers nur einigermaßen mit vorsichtiger Dreistigkeit

thut,

thut, so kann er gewiß auf Schaaren von Nachahmern und Nachäffern rechnen. Das kommt wohl daher, daß wir keine eigentliche Hauptstadt, kein von der ganzen Nation dafür erkanntes Tribunal in Sachen unsrer Sprache, haben. Was einzelne Patrioten, einzelne Originalschriftsteller durch Lehren und eigne gute Muster thun, das wird doch nie allgemein angenommen, oder die große Sucht zum Neuen bringt das allgemein Gute, das sie zu Frommen des ganzen Vaterlandes zu stiften trachteten, zusehends in Vergessenheit.

Nach diesen Voraussetzungen, die mir auf dem Wege, von dem ich ausgieng, alle der Erwähnung würdig schienen, laßt uns nun sogleich auf die Hauptsache losgehen.

Keine Sprache kann für sich allein, ohne Beyhülfe andrer, bestehen, sie kann ihre Kraft und Gelenkigkeit, aber nicht Reichthum und Ueberfluß, aus sich allein nehmen. Aller Sprachen erste Kindheit ist unbehülflich, ungebildet und dürftig; keine wuchs je, ohne Zuschub ihrer Schwestern, ohne fremde Nährung bey einheimischer einfacher Kost zur gesunden mannbaren Stärke auf. Als unsre

Vor-

Vorältern ihr Fränkischallemannisch noch rein redeten, waren viele Begriffe, viele Sachen und Bedürfnisse noch nicht erfunden; erst mit Verbreitung der Kultur, der Wissenschaften und der Künste fieng es an, an Worten zu gebrechen, und diese konnten nicht alle erfunden, sie mußten von denen, die Kultur und Künste zu den Teutschen brachten, entlehnt, und nach und nach einheimisch gemacht werden. So sind viele Wörter unmerklich in unsre Sprache kommen, deren fremder Ursprung itzt selten einem einfällt, und die doch offenbar römischer Abkunft sind. *)

Unser Kriegswesen, unsre Manufakturen, Handlung, Seewesen und Wissenschaften, unser Privatleben, unsre Sitten und unser Umgang haben von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Jahr zu Jahr, bald diese, bald jene Veränderung, Zusätze, Erweiterung und Verfeinerung erlitten, so, daß wir schlechterdings in unsern Kenntnissen weit zurückgeblieben wären, wenn wir die fremden Namen fremder

*) Dahin gehört, unter vielen, das Wort Körper, das mit Leib nicht verwechselt, geschweige dagegen vertauscht werden kann.

der Erfindungen nicht mit der Sache selbst willfährig in unsern Schooß aufgenommen hätten.

Ich will dieß mit einigen Beyspielen erläutern. Alle Theile der Philosophie enthalten eine Menge Terminologien aus der griechischen und römischen Sprache, die meist an ihrer Stelle bedeutend, auf keine Art eben so bedeutend zu übersetzen und seit ihrer ersten Einführung nun Jedermann geläufig sind. Diese nicht gebrauchen, ausmerzen und mit neugemachten teutschen vertauschen zu wollen, hätte sich keiner je sollen einfallen lassen. Die wenigen, die es versuchten, haben sich damit um Philosophie und Sprache nicht im mindesten verdient, eher lächerlich gemacht. Selbst für das edle, von allen neuern Nationen allgemein gebrauchte, bedeutende griechische Wort Philosoph, wie unschicklich haben einige dafür Weltweiser einzuführen versucht! Wer hat Metaphysik, Logik, wer die Wörter, Syllogismus, Ideal, Zoologie, Physiologie, Theorie und Praxis, lyrisch, Ode, Temperament und hundert andere je recht gut verteutschen können? Nun Jedermann sie versteht, und wir nicht mehr, ohne

mit

mit den Wissenschaften selbst, sie entbehren können, warum sollen sie nicht erhalten werden, wo sie einmal sich eingefasset haben? Aber wir müßen bey ihrem Gebrauche nicht allein stehen bleiben, wir dürfen und müßen sie zu Bereicherung der Sprache, wenn sie nun endlich einheimisch sind, auch zu vervielfältigen suchen. Das griechische Wort Despot, zum Exempel, ist schon nationalisirt, und wir haben sehr gut aus diesem noch despotisch und Despoterey, so wie aus den Wörtern Enthusiasmus und Enthusiast, enthusiastisch und Enthusiasterey gebildet. Wie leicht und wie vortheilhaft könnte dieß mit viel mehrern geschehen!

Auch aus der französischen und der englischen Sprache sind gewisse Wörter unter uns so allgemein in Umlauf gekommen, daß es itzt offenbarer Verlust wäre, sie wieder auszustoßen, zumal da wir an deren Stelle keine teutsche zu setzen haben. Dahin gehören, unter vielen: Humor,*) naiv, welches, teutscher, naif zu schreiben wäre, Kom-

*) Das teutsche Wort Laune drückt dasselbe doch nicht ganz aus, ob es gleich mit dem englischen Gleichheit hat.

pliment, Chikane, teutscher, Schikane, Brillant, Chaussee, Ragout, Genie und viel mehrere dergleichen. Aber Unrecht und Schande ists, fremden viel und ängstlich nachzuspüren, wo wir nun schon einheimische besitzen, die das nämliche sagen. Wozu brauchen wir Gage, da wir Besoldung, Gehalt haben, wozu Aventurier, Bagage, Bouillon, Inskription, Tableau, Baldachin, Broderie, Portefeuille, Palais, Bataille, Revüe, warum amüsiren, ennuyren, warum kontradiktorisch, brodiren, reklamiren u. a., da Abentheuerer, *) Gepäck, Brühe oder Fleischbrühe, Inschrift, Schilderey, Thronhimmel, Stickerey, Brieftasche, Palast oder Schloß, Schlacht oder Treffen, Musterung, sich belustigen, Langeweile haben, widersprechend, sticken, zurückfodern u. a. dasselbe bedeuten. Einige Wörter leiden jedoch in gewissen Fällen Ausnahmen, oder verursachen Schwierigkeit. Wir brauchen

*) Offenbar ist dieses Wort aus jenem fremden, aber sehr gut, gebildet.

chen Artillerie, obgleich schweres Geschütz das nämliche sagt; aber wie, wenn Zusammensezzungen vorkommen, als: Artilleriehof, Artilleriepferde? Geschützhof, Geschützpferde könnte man zur Noth brauchen; aber wer kann Artillerist verteutschen? Mummerey ist ein sehr gutes teutsches Wort, aber wer braucht es für Maskerade oder Ball? wer darf sagen: heut Abend ist in diesem, oder jenem Hause Mummerey? Ton ist Laut, oder Schall, aber nicht immer lassen beyde teutsche Wörter sich an des fremden Stelle setzen. Wie schlecht hat man Komponist durch Tonsetzer, wie unrichtig Mathematiker durch Größenlehrer verteutscht! Nicht weniger ausländisch, aber ganz nationalisirt sind: Kalender, Barbier, Magister, Advokat, welches man hin und wieder, sehr falsch, durch Anwald, öfter, nicht viel richtiger, durch Sachwalter gegeben hat, Gymnasium, Manier, Universität, Patriot, Akademie, Publikum, Doktorpromotion, Audienz, Nische, nicht Niche, Büste, Generalbaß, Chor, Phiole, Choral,

Stu-

Studiren, Arie, Oper, Girlande und tausend in den schönen Künsten, in der Sprache der feinern großen Welt, in der Chemie und Heilkunde von Zeit zu Zeit eingeführte Wörter. Für das den Malern geläufige Wort Clairobscure hat Hagedorn Helldunkel sehr glücklich eingeführt; aber er hat es nicht gewagt, Kolorit durch Farbengebung, oder gar Farbe zu verteutschen. Das Wort Harlekin war unsern Vorfahren Hannswurst; dafür brauchten einige, weil es unedel klang, Possenreißer; aber ein Possenreißer kann mancher seyn, der doch kein Harlekin von Profession, keiner mit Jacke, Kragen und Pritsche, ist, und Possenreißereyen sind nicht Harlekinaden, wenn man es haarscharf nehmen will.

Anführungen dieser Art ließen sich durch ein ganzes Buch fortführen; aber ich eile nun, das Resultat von dem allen vorzulegen.

Es ist nothwendig und rathsam und der zu hoffenden allgemeinern Verbreitung unserer mächtigen und kraftvollen Vaterlandssprache keineswegs nachtheilig, des alten und neuen Fremden, wenn

es

es nach vorhergegangener strenger Prüfung der Nationalisirung würdig ist, viel und mancherley aufzunehmen; aber nur, daß unser alter angeborner Reichthum darüber nicht vernachläßigt und verachtet werde. Nur daß der aufgenommenen fremden Wörter Menge nicht lästig, nicht unerträglich schwer falle; daß alles, was wir aufnehmen, nach bedächtigem Umhersehen, und erst nach wahrhafter Befindung seiner unausweichlichen Unentbehrlichkeit, aufgenommen worden sey; daß Leichtsinn und Modesucht und Tändeley nie dabey mitwirke, und daß die von Ausländern uns gewordene Beute nach unsrer Willkühr zerstückt, gemodelt, vervielfältiget und unserer Hand ganz überlassen werde.

Olint und Sophronia.

Ein Singspiel in drey Akten.

Vorerinnerung.

Der Verfasser hat bey Ausarbeitung dieses kleinen Singspiels eine Begebenheit zum Grunde gelegt, die Tasso im zweeten Gesange des befreyten Jerusalem mit den reizendsten Farben der Poesie schildert. Einer unsrer ersten dramatischen Dichter, der Freyherr von Kronegk, hat dieselbe Materie in einem Trauerspiele behandelt, das, bis über die Hälfte vollendet, unter seinen Werken steht. — Die Geschichte des Stücks ist folgende:

Als in den Zeiten der Kreuzzüge die Kruziaten unter Gottfried von Bouillon mit Heeresmacht vor Jerusalem lagen, war in einer alten Kirche der wenigen noch daselbst wohnenden Christen ein heiliges Bild vorhanden, von dem, nach der Meynung aller Einwohner Jerusalems, das Schicksal der Stadt abhieng. Aladin, der Feldherr der Saracenen, der itzt mit seiner größten Macht in Jerusalem lag,

ließ

ließ, als ihm dieß bekannt wurde, das Bild aus der Kirche nehmen, und in einer Moschee verbergen. Alle Christen in Jerusalem geriethen darüber in tiefe Bestürzung. In einer Nacht aber war das Bild unvermuthet aus der Moschee verschwunden. Aladin ahndete Verrätherey, und schwur, alle Christen in der Stadt hinzurichten. Ismen, der Priester der Moschee, entflammte seinen Zorn zum äußersten. In der allgemeinen Angst und Verwirrung giengen Olint und Sophronia, zween junge Christen, von Religion und Liebe beseelt, hin zu Aladin, gaben sich als der That schuldige an, und wurden zum Feuer verdammt. Als sie eben aus dem Gefängnisse zum Tode geführt werden, kömmt Herminde, — Tasso nennt sie Chlorinde — sieht beyde, fühlt Mitleid gegen sie, und befiehlt, einzuhalten. Auf ihre Vorstellung und Vorbitte schenkt Aladin beyden das Leben. Herminde entdeckt die wahre Ursache des Verlusts des Bildes; die unschuldigen werden frey, werden ein Paar, und gewinnen Aladins Gnade.

Das Stück ward, auf besondere Veranlassung, für eine Gesellschaft eben so viel edler Dilettanten,

als in der Handlung selbst Rollen vorkommen, verfertiget. Der Verfasser war eingeschränkt auf die Zahl und die verschiednen Fähigkeiten und Talente der spielenden Personen; und dieß verursachte, daß er seinen Plan, so kurz als möglich, zusammendrängen und Handlung und Situationen unter mancherley Einschränkungen anlegen mußte. Aber die Natur der Oper verstattet auch zu künstlich verwickelte Plane nicht; Musik, Dekoration und Spiel machen, daß man, bey der Vorstellung selbst, des Dichters oft vergißt, und die simpelsten Anlagen, mit Simplicität ausgeführt, immer am unterhaltendsten findet. — Indeß ist dieß nur ein Versuch in einem Felde der Poesie, das der Verfasser damals das erste mal betrat, und wohin er nie so leicht wieder sich verirren wird: und nach diesen Voraussetzungen wünscht er von Kennern beurtheilt zu werden.

Personen des Singspiels:

Olint. Ein Jüngling von den in Jerusalem wohnenden Christen.

Sophronia. Ein Mädchen von demselben Volke.

Aladin. Feldherr der Saracenen zu Jerusalem.

Ismen. Priester der Moschee.

Herminde. Eine persische Kriegerin, die sich mit Hülfstruppen in die Stadt geworfen hat.

Chor der Jünglinge und Jungfrauen.

Ein Hauptmann der Saracenen.

Zween Ritter aus Gottfrieds Lager.

Persische und saracenische Wache.

Erster Akt.

(Ein öffentlicher Platz zu Jerusalem. Im Hintergrunde Mauer und Thürme. Aufgehende Sonne.)

Erster Auftritt.

Aladin allein.

Noch schläft die Stadt umher, und fühlt
Des Morgens Kühle nicht, und ahndet nicht,
Gleich mir voll banger Furcht, den nahen Fall! —
Was wirst du seyn, Jerusalem,
Wenn heut, wenn morgen Gottfrieds Heer
Durch alle deine Thore stürmt! — — —
Da kömmt die Sonn' in röthlichem Gewölke;
Zum Zeichen, daß noch heut der Christen Schwert
Mit unserm Blute deine Straßen färbt! —
Zu stolz lacht' ich
Der Feinde jüngst, als mir ihr Zauberbild
Zur Beute ward!
Frohlockend trug ichs zur Moschee,
Verbarg es dort, und wähnte lauter Sieg!
Ja! Sieg! — Ein kurzer süßer Traum! —
Der Christen Bild ist mir, mein Sieg ist mir entwandt!

Weh'

Weh' ihm, dem Unglückseligen, der frech,
Mit räuberischer Hand, dein Heiligthum,
Allgütiger Prophet, entweihete;
Der uns das Bild aus deinem Tempel stahl!
Doch ungerochen soll die schwarze That
Nicht bleiben, sterben soll mit ihm,
Wer Christ ist Greis und Kind, auf einen Schlag!
Kehr' ich über Schutt und Leichen
Einst zurück in deinen Schooß,
Stadt des Jammers, o! dann bluten
Alle Christen, klein und groß!
Doch, trotz schwirrender Geschosse,
Trotz des Wieherns fremder Rosse,
Wend' ich keinen Fuß zum weichen:
Glücklich, wenn ich als ein Mann
Siegen, oder sterben kann!
Da kommt Herminde!

Zweeter Auftritt.

Aladin und Herminde.

Aladin.

Wie? so früh schon weckt
Des Krieges Arbeit dich aus deiner Ruh?

Hermin-

Herminde.

Ich komme von der Mauer, sah
Die Feinde dort, wie Sand am Ocean
Heran aus ihrem Lager ziehn:
Ein ehern Feld,
Von Schild und Speer und Rossen überdeckt!
Ich sah' auch ringsumher
Auf allen Thürmen deine Reisigen
In schönster Ordnung stehn, bereit zur Schlacht.
Und meine Perser, Herr, ein kleiner Trupp,
Doch alle großen Muthes voll,
Ziehn itzt, auf mein Geheiß, zur Burg hinab,
Da zu bestehn der Christen ersten Sturm. —
Hörst du den frohen Zug?

(Kriegsmusik in der Ferne.)

Aladin.

Ich hör' ihn, und mein Herz schlägt feuriger,
Und lacht der ahndungsvollen Furcht.

Herminde.

Was ahndest du? — Was fürchtest du den Feind?
Kann Aladin vor Feigen zittern? — Ha! —
Nicht schreckt die Kreuzesfahne, nicht

Schreckt

Schreckt blinder Eifer, ohne Muth, ein Herz,
Wie deines, Aladin!
Wen kümmert Gottfried und sein Herr? —
Vom Hunger ausgesandt,
Zog der Verwüster über Meer
In unser Vaterland! —
Was tobt der wilde Räuberschwarm,
Erhitzt von blinder Wuth? —
Bald würgt die Feigen unser Arm,
Bald raucht im Feld' ihr Blut!
Ich eile meinen Persern nach! —
O! könnt ich mit der kleinen Heldenschaar
Dich retten, Königin der Städte, gern
Stürb' ich mit ihnen allen Einen Tod! —
Vielleicht, vielleicht, o Feldherr, kehr' ich bald
Mit Siegesfreude wieder!

(Sie geht ab.)

Dritter Auftritt.

Aladin und Ismen.

Aladin.

Woher, Ismen? — Bringt gute Bothschaft mir
Dein ernster Blick?

Ismen.

Ismen.

Der Jüngling, Herr, den du
Mir anvertrauet hast, hat nicht allein
Den frechen Raub gewagt, ist nicht allein
Des Todes schuldig. — Als um Mitternacht
Ich in den Kerker stieg, der ihn verschließt,
Fand ich ein Mädchen da, die willig sich
Den Banden überliefert hat, und froh
Der schnöden That sich rühmt,
Und sterben will mit ihm!

Aladin.

Verräther! ah! voll Aberglaub' und Trutz,
Vertilgen will ich euch! — Beym Sonnenlichte,
Bey meinem Leben schwör' ich dir, Ismen:
Noch heut trinkt unser Schwert ihr Blut! —
Doch führe beyde zu mir her.
Ich will die freche sehn, die Kühnheit gnug
Und Bosheit gnug im Herzen nährt,
Zu wagen solch Verbrechen!

(Ismen eilt weg.)

Vierter Auftritt.

Aladin.

Erliegen möcht' ich Unberathener

Der Sorgen hartem Drange: weit und breit
Erseh' ich nur Verwüstungen des Krieges!
Jenseit der Mauern droht,
Voll wilder Siegbegier, der stolze Feind,
Und fodert kühn zur letzten That mich auf;
Und hier im Volke, das ich väterlich
Mit sanftem Zepter weidete, das sonst
So treu mich liebte, wüthen Verrath und Aufruhr!

Fünfter Auftritt.

Aladin, Ismen, Olint und Sophronia, von einer Wache begleitet.

Ismen.

Da stehet die Frevlerin vor dir! O! daß
Ihr heitrer Blick im Auge voller Reiz,
Und ihrer Stimme Zauber nicht
Zu Mitleid, Herr, dein Heldenherz verführt!

Aladin.

Verführen! — Schweig', Ismen!
(zu Sophronien.)
Hast du,
Verrätherin an deinem Volk' und mir,
Aus der Moschee das heilge Bild geraubt?

Was

Was trieb zu solcher schauervollen That
Dein junges Herz? — Halfst du
Dem Jünglinge? — Wo trugt ihrs hin? —
Bekenne frey die Wahrheit mir!

Sophronia.

Ich half nicht, ich allein begann die That:
Mein ist der Ruhm, mein sey der Tod allein!
Ich sterb' ihn gern für mein gebeugtes Volk!

Aladin.

(zu Olint.)

Und du, was rühmst du falsch des Frevels dich?
Boshafter! wie? scheint dir der Tod
In seiner schrecklichsten Gestalt so schön?

Olint.

Ich fürchte keinen Tod, stillt er
Die Rache nur, die du dem ganzen Volke drohst! —
Ich sterbe gern für meiner Brüder Leben!

Sophronia.

Auch mir sind Pein und Tod willkommner,
Als Brautgesang und Tanz, errett' ich nur
Mein banges Volk aus deiner Hand,
Furchtbarer Aladin!

Aladin.

Verruchte, sprich, wer nahm das Bild von dir?

Sophronia.

Die Ritter Gottfrieds trugen's im Triumphe
Durchs Lager fort, und sangen Lob
Dem wundervollen Bilde, sangen dir,
O! König, Hohngesang!
In des Mondes reinster Silberwolke
Schwebt' ein Geist des Himmels über mir,
Als ich hingieng, meinem armen Volke
Sieg zu schaffen, und Verderben dir:
Ohne Schaudern in der grausen Nacht,
Hat mein Muth die schöne That vollbracht!

Olint. (zu Aladin.)

Vergieb der frommen — — —

Aladin.

Schweig! Ich will
Nicht hören euren Trutz!
(zur Wache.)
Führt sie zurück
In ihre Fesseln, beyde soll zu spät
Ihr Uebermuth gereun!
(die Wache führt sie weg.)

Sechster Auftritt.

Aladin und Ismen.

Aladin.

Ein seltner Streit, Ismen! — Der schreckenvolle
Gedank' an Marter, Schmach und Tod
Erschüttert junge Seelen nicht! —
Sahst du des Mädchens hohen Blick,
Ihr Lächeln, ihre Wonnezähren? — Kann
Des Kriegers Herz verzeihn? — —

Ismen.

Dein ganzes Heer empört sich, wenn du schonst!

Aladin.

Zu leicht gab ich der Leidenschaft Gehör:
Ich irrt' aus Menschlichkeit; vergieb
Den Irrthum mir!
Wenn die verlaßne Tugend weinet,
Fühlt auch ein Held des Mitleids Schmerz;
Doch dem verstellten schönen Blicke,
Der Thräne, schwer von Trutz und Tücke,
Verschließt der Held sein fühlend Herz!

Ismen.

Der Christen Volk
Ist deines Edelmuths nicht werth! —

Des Jünglings ungebrochner Sinn,
Des Mädchens frecher Muth,
Die fühllos mit dem Tode spielt,
Und deinen Zorn durch Wort und Blick verhöhnt,
Sind mehr als Eines Todes werth!
Vergieb dem Feinde, der mit List
Dir nach der Seele stehet;
Vergieb dem Lästerer, der dich
Verläumdet, schilt und schmähet:
Doch schone keinen, der ein Christ,
Ein Diener falscher Götter ist,
Der mehr, als Mord und Rauben,
Verbricht durch Aberglauben!

Aladin.

So sey denn beyder Lohn Ein Tod! —
Vor allem Volk', Ismen,
Laß, eh' der Tag sich neigt,
Vor der Moschee sie beyd' an Einem Pfahle
Den Tod des Feuers sterben! — Säume nicht! —
Mich rufen Pflicht und Muth zur Männerschlacht!

Zweeter Akt.

(Ein finstres, unterirdisches Gefängniß, von einer hängenden Lampe nur schwach erleuchtet. An der Thüre inwendig eine Wache.)

Erster Auftritt.

Olint und Sophronia.

(Beyde gefesselt: Olint in bangen Gedanken.)

Sophronia.

Hat des Tyrannen finstrer Blick
So tief dein Herz verwundet, oder
Macht Todesfurcht dein Blut in allen Adern starren?

Olint.

Mich hat, erhabne, fromme Seele, nicht
Des Wütrichs Blick getroffen, Todesfurcht
Erschüttert keine Nerve mir:
Daß ich, unschuldig selbst, für unser armes Volk
Den süßen Tod der Märtyrer
Mit dir an einem Tage sterben soll,
O! der Gedanke füllt
Mein ganzes Herz mit heitrer Ruhe! —
Wenn in der letzten Marterstunde
Die Röthe flieht von meinem Munde,

Mein

Mein ſtarres Auge bricht;
Dann eilt aus Qvaalen, Furcht und Leiden
Mein Geiſt mit dir ins Reich der Freuden,
Aus öder Nacht ins Licht!

Sophronia.

Dein hoher Muth entzückt mich mehr,
Als deine Liebe;
Mehr als dein erſter wonniglicher Kuß,
Mehr als die Thräne, die aus Zärtlichkeit
Mir dein verſchämtes Auge weinte!

Olint.

O! denk' an unſre Liebe nicht, o! führe nicht
In dieſem finſtern, grauenvollen Kerker,
Von jeder Lebensfreude fern,
Die Bilder eines kurzen Wonnetraums
Zurück in meine trunkne Seele! —

Sophronia.

Dank dem Geſchicke, das uns noch
Die ſüße Stunde der Erinnerung
An unſrer Jugend Glück vergönnt!
Glücklich war ich, wenn im Lenze
Mit geliebter Hand
Roſenflechten, oder Kränze,

Mir mein Jüngling wand:
Wenn auf Blumen hingegossen,
Sanft von seinem Arm' umschlossen,
Mich der Abend fand!

Zweeter Auftritt.

Olint, Sophronia, Ismen.

Ismen.

Noch sitzt ihr unerschüttert da, Verruchte! —
Gereut die That euch nicht, gereut euch nicht
Das trotzige Bekenntniß? — Aladin
Hat euren Tod geschworen, zittert! — Bald
Wird euren Staub ein schwüler Wind verwehn! —
O! flucht dem falschen Glauben, der euch trieb,
Zu thun, was Schmach und Tod verdient;
Der euch zum Tempelraub' erhitzte! —
Durch euer Blut büßt ihr
Nur wenig, eure Seelen wird,
Jenseit des Grabes, in des Abgrunds Finsternissen,
Die Rache peinigen! —
Folgt meinem Rathe, rettet euer Leben! —
Vielleicht verzeihet Aladin;
Entsagt dem falschen Aberglauben,

Und huldiget
Dem heiligen Gesetze Mahomeds,
Des göttlichsten Propheten!
Mit Wollust, Heil und Ehre
Beglückt sein Segen euch:
Sein Glaube, seine Lehre
Macht weise, groß und reich!
In seinem Paradiese
Wohnt Freud' und Ueberfluß;
In kühlen Rosenlauben
Trinkt da den Saft der Trauben,
Der, der hier darben muß!

Olint.

Mit Drohen und mit Schmeicheln wirst du nicht
Mein unbefangnes Herz berücken;
Umsonst versuchst du mich!
Nicht Leben will ich, nicht Unsterblichkeit
Aus deiner Hand empfahn:
Mein süßester, mein letzter Wunsch ist — Tod!

Sophronia.

Hat Aladin geschworen,
Uns hinzurichten, ha! warum
Vergißt er seines Schwures?

Ismen.

Isme n.

Bald ist sein Schwur erfüllt! —
Hört meines Königs Willen,
Hört euer Urtheil an: — —
An Einem Pfahle sollt ihr beyde
Noch heut den bittern Tod
Des Feuers sterben! —
Durch eure Missethat,
Durch frechen, lügenvollen Uebermuth
Verdient ihr längre Quaal!
Dankt unserm Feldherrn! — Sein gerechter Zorn
Schont gnädig eurer Jugend! — Dankt ihm! —
Bereuet eure Schuld! — —

Sophronia.

Heil mir! ich fühle schon
Mein frohes Herz erbeben!

Olint.

Bald erndt' ich großen Lohn
In einem bessern Leben!

Ismen.

Dein warten Quaal und Hohn! —

Olint und Sophronia.

Aus stärkt Religion!

Ismen.

Isimen.

Euch härten Wuth und List!

Olint.

So freudig stirbt der Christ!

Olint und Sophronia.

Der unsers Herzens ist!

Isimen.

So sterbe jeder Christ!

Alle.

So sterbe jeder Christ!

Isimen.

Macht euch bereit! Bald komm' ich wieder,
Euch wegzuführen; bald wird euch,
Vom Wirbelwind' entflammt, die wilde Glut verzehren!

(Isimen geht ab.)

Dritter Auftritt.

Olint, Sophronia, Chor.

(Der Chor tritt schweigend herein.)

Sophronia.

Seyd mir gegrüßt, ihr edlen, zärtlichen
Gespielen meiner Jugend, weinet nicht

Um

Um eure glückliche Sophronia!
Voll innrer Seelenruhe, stolz und froh,
Mit diesen harten, mir geliebten Fesseln
Beladen, nicht beschwert,
Erwart' ich hier den nahenden
Willkommnen Todesengel.
Weint nicht! Mein Tod
Ist aller Christen Leben!

Chor.

Eure Schmach und eure Leiden
Rühren unsre Seelen mehr,
Als des ganzen Volks Verderben,
Ihr geliebten Märtyrer!

Olint und Sophronia.

Preist uns glücklich, denn wir sterben
Diesen Martertod für euch!

Chor.

Zu des Himmels Wonnefreuden
Führt der Tod durch harten Streit;
Kronen werdet ihr erringen,
Kronen der Unsterblichkeit!

Olint und Sophronia.

Tod und Todesfurcht bezwingen
Macht uns hohen Engeln gleich!

Chor.

Bald, o! bald drückt eure Seelen
Keine Lebenssorge mehr:
Unter Todten Gottes wandelt
Ihr geliebten Märtyrer!

Vierter Auftritt.

Olint, Sophronia, Chor, Jsmen, Wache.

Jsmen.

Folgt mir! — Schon ist
Der Holzstoß aufgethürmt;
Schon sprüht die schwarze Fackel!
Bald wird mit eisernen Armen
Der Tod des Schreckens euch umfahn!

Sophronia.

Sieh meine Thrän', Olint, zum letztenmale
Fließt sie, so menschlich, dir!

Olint.

Jenseit der Nacht, im lichten Sternensaale,
Weinst du nicht mehr mit mir!

Beyde.

Dort wird kein Leid mehr unser Auge trüben,
Dort werden wir uns ewig zärtlich lieben,
Glückseliger, als hier!

Chor.

(beym Weggehn.)

Bald, o! bald drückt eure Seelen
Keine Lebenssorge mehr:
Unter Todten Gottes wandelt
Ihr geliebten Märtyrer!

Dritter Akt.

(Ein Saal im Palaste Aladins.)

Erster Auftritt.

Aladin und einer seiner Hauptleute.

Aladin.

Eil' auf den Markt und brich
Durch das gedrängte Volk,
Und sag' Ismen, dem Priester,
Daß er, sobald die Glut erlischt,
Mit Mahomeds Paniere,
Herminden nach, zur Burg hinuntereile!

(er geht ab.)

Zweeter Auftritt.

Aladin allein.

Was säum' ich selbst? — Vielleicht ersteigt
Der Feind schon unsrer Thürme Zinnen!
Vielleicht vermißt Herminde schon
Im finstern Speergemenge mich! —
Was säum' ich hier? — Hinaus, hinaus zur Schlacht! —
Sie lebt nicht mehr die schöne
Verbrecherin, in jugendlicher Anmuth!

Sie

Sie lebt nicht mehr! — Warum vergab ich nicht?
Schon raucht im Feuer ihr Gebein,
Und sie — verstäubt!
O! Schönheit, o! Natur,
Der Menschheit heiliges Gefühl
Erweckt ihr allzuleicht in meiner Seele! —
O! Liebe, deine Zaubermacht
Kann auch des Helden Herz berücken:
Ein Auge, das so reizend lacht,
Wiegt unsre Seelen in Entzücken! —
Uns zu verspotten, gab Natur
Die sanfte Glut der Rosenwangen,
Und Unschuld, Liebreiz und Verlangen,
Und süßen Trug, dem Mädchen nur!

Dritter Auftritt.

Aladin, Herminde, zween gefangne Ritter, von einer Wache geführt.

Herminde.

Vergieb, o! Feldherr, der Verwegenheit;
Ich hab' erlöst das junge Paar!
Rückkehrend von der Burg,
Mit diesen zween Gefangenen,

Fand

Fand ich die beyden schon
Gefesselt an den Todespfahl:
Da drang Gefühl des Mitleids mir durchs Herz;
Ich rief: vollzieht das Urtheil nicht!
Entweiht den schönen Tag des Sieges nicht!
Gebt mir das Paar!
Vielleicht verzeihet Aladin,
Und schenkt sie mir! — —
Drum schone, gieb sie mir!
Bald wirst du beyde bandenfrey
Vor deinen Knieen sehn!

Aladin.

Sie sind nicht werth des Lebens,
Nicht deines Mitleids werth!

Herminde.

Ismen erzählte mir
Von ihrem Raub', und ich
Fand sie nicht schuldig!
Ihr hoher Muth und ihre Liebe
Bewegten meine ganze Seele.
Vergieb, o! Feldherr, ihrer Schwärmerey,
Vergieb dem Christenglauben
Den trotzigen Entschluß zu sterben!

Sie

Sie sind die Thäter nicht:
Du selbst hast durch ein fremdes Bild
Entheiliget den hohen Tempel;
Vernichtet hat es, unsern Wahnsinn zu beschämen,
Ein unsichtbarer Geist!

Aladin.

Dein sey der Jüngling und das Mädchen!
Nimm sie, von deiner Hand
Nehm' ich dafür die beyden jungen Ritter;
Ein schöner Paar! —
Hast du beym Sturme sie gefangen?

Herminde.

Ich fiel mit hundert alten Kriegern aus,
Zerstreute die Belagerer,
Und auf der Flucht
Ereilten unsre Rosse diese zween:
Nimm sie, sie sind von edler Abkunft!
Hohe Siegsgesänge
Tönet weitumher!
In zerstreuten Schaaren
Floh die stolze Menge,
Floh der Christen Heer!

Hohe Siegsgesänge
Tönet weitumher!

Aladin.

(zur Wache)

Führt im Triumphe sie durch alle Straßen
Jerusalems! —

(sie gehen ab.)

Vierter Auftritt.

Aladin, Herminde, Ismen, Olint, Sophronia, Wache.

Aladin.

(zu Ismen)

Mit Reinigungen und Gebeten
Versöhne dein und mein Vergehn!
Wir haben selbst die glänzende Moschee
Durch das unheilge Bild entweiht:
Von einer höhern Macht, von diesem Jünglinge,
Von diesem Mädchen nicht,
Wards uns genommen, und vertilgt!
Dieß sagt mein Herz, dieß sagt Herminde;
Ihr schenk' ich dieses Paar!

Jsmen.

Und sie wird ihnen
Das Leben schenken! — Strafe nicht,
Allgütiger Prophet,
Das ungerechte Mitleid!

Aladin.

Halt' ein! — Vergeben will ich Krieger;
Vergeben kannst du Priester nicht?
(zu den beyden)
Dankt eurer Retterin,
Von ihr habt ihr das Leben wieder,
Und eure Schuld ist euch erlassen!
(Jsmen tritt zornig zurück hinter alle)

Herminde.

Nimm mehr von mir, nimm, edler Jüngling,
Von meiner Hand die treue
Gesellin deines seltnen Muths!
Dem Himmel danke deine Rettung,
Nicht mir!

Sophronia.

(niederkniend vor ihr)
Sieh meinen Dank, erhabne Kriegerin,
Sieh diese Zähren fließen!

Aus des Todes kalter Nacht
Zogst du mich herauf ins Leben.
Und nun hast du mir gegeben,
Was allein mich glücklich macht!

Olint.

Mir ist, als würd' ich schnell erweckt
Aus einem Traume voller Qvaal
Zu namenlosen Freuden!
Auf des Lebens Blumenwegen
Wall' ich wieder, hocherfreut:
Liebe! deine schönsten Segen
Lohnen meine Zärtlichkeit!

Sophronia.

(zu Aladin.)

Sieh, Feldherr, unsern Muth
Schlug nicht die Furcht des Todes nieder;
Aus Hohn und Leichtsinn nicht,
Aus Liebe für der Christen bange Schaar,
Die nun des Krieges Schrecken alle fühlen,
Erboten wir so freudig uns,
Den Martertod zu sterben;
Und stillten deine Rache. —
Und nun nimm unsern Dank

Für deinen Edelmuth
Und für dein Mitleid an!
Dank deinem Menschenherzen,
Dank deiner Gnade!

Aladin.

Seyd glücklich, seyd
An Tugenden euch immer gleich!
Auch im Geräu ch der Waffen und des Kriegs
Genießt der Liebe sanfte Freuden!

Chor.

Heil, frommes Paar, und Segen euch!
Kein Glück ist eurem Glücke gleich!
So muß die Tugend siegen!

Olint und Sophronia.

Kein Glück ist unserm Glücke gleich:
Uns macht die Liebe groß, und reich
An göttlichem Vergnügen!

Chor.

Heil, frommes Paar, und Segen euch!
Kein Glück ist eurem Glücke gleich!
So muß die Tugend siegen!

Melchior von Fölkersamb. *)

Nicht immer haben Männer von ausgezeichneten Talenten Gelegenheit, sich vor ihren Zeitgenossen rühmlich hervorzuthun; nicht immer ist der Posten, auf dem sie stehen, nicht immer die Zeit, da sie mit Macht wirken könnten, ihrer Betriebsamkeit vortheilhaft. Auch die Zusammentreffung äußrer Umstände verhindert große und glänzende Handlungen oft: wenn der öffentliche Geist eines Volkes durch keine gemeinsame Bedrängniß erschüttert, nicht durch innern Zwiespalt getrennt, und durch keine von vielen Seiten her drohende Gefahr aufgeregt wird; wenn Alles im Staate ruhigen und gleichen Ganges fortgeht, und Friede von außen und Wohlstand und Sicherheit von innen keinen kühnen Entschluß, keine wagliche, rasche That erheischen; dann gebricht es Männern von Kraft und Muth und weitfassendem Willen gar oft an Veran-

*) Dieses ist wohl die ächte, wahre Rechtschreibung; Böhme in den Actis Pacis Oliviensis schreibt Felkersam, andre schreiben Völkersamb, noch andre Fölkersahm; aber alle drey Schreibarten sind offenbar dem ältesten Gebrauche zuwider und also unrichtig.

Veranlassung, zum Heil ihrer Brüder und zur Ehre ihres eigenen Namens mit Nachdrucke geschäfftig seyn.

Der Herr von Fölkersamb, dieser kluge, rechtschaffne und standhafte Patriot, war gar nicht in jenem unangenehmen Falle: die schönsten Tage seines männlichen Alters fielen in eine Zeit der Verwirrung, der Noth und des Kriegesjammers, die seinen Fürsten und sein Vaterland fast am härtesten trafen; und er allermeist war es, der durch Einsicht, wahren Muth, republikanische Freymüthigkeit, Erfahrenheit und Stetigkeit des Geistes dem bedrängten Fürsten und Lande Rath und Helfer ward, und endlich die glücklichen Folgen seiner aufrichtigen Bemühungen noch selbst in einem geruhigen und ehrenvollen Alter erlebte.

Die Geschichte seines Lebens, besonders von der Zeit an, da er kurländischer Kanzler ward, ist reich an schönen und großen Zügen, die den wahren Patrioten und den redlichen Mann augenblicklich verrathen; aber sie begreift auch zugleich einen merkwürdigen Theil der Geschichte des Vaterlandes, und kann darum für viele lehrreich und unterhaltend seyn.

Ich

Ich will einen Versuch machen, dieses edlen Kurländers Leben und Handlungen kürzlich zu erzählen; aber ich muß vorher noch anzeigen, welche Quellen ich bey Verfertigung seiner Biographie zu gebrauchen Gelegenheit hatte. — Eine von dem ehemaligen Superintendenten Heinrich Adolphi bey seiner Beerdigung gehaltene und unter dem Titel: Fölkersambisches Glaubens- und Tugendzeugniß (1669) zu Mitau gedruckte Leichenpredigt, giebt am Ende gute Nachricht von seinen Vorfahren, seiner Geburt, seinen Jugendschicksalen und häuslichen Verbindungen; doch seine Verdienste um die Welt, und um sein Vaterland insbesondere, hat der geistliche Redner nur berührt, nicht ausführlich vorgestellt. Was Pufendorf und Chanut *) von ihm erwähnen, ist erheblicher; — aber von den denkwürdigsten Tagen seines Lebens, da er als kurländischer Gesandter bey dem olivischen Friedensschlusse so geschäfftig war, ist noch ein von ihm eigenhändig geführtes Diarium vorhanden. Das Original, in teutscher Sprache geschrieben, erhielt

*) Der erstere in Rer. Suec. Lib. XXIII. und letzteres in Memoires de Mr. Chanut. Th. II. S. 222. u. f.

erhielt Böhme, der die Geschichte *) dieses Friedensschlusses vollständig herausgegeben hat, von guter Hand aus Danzig, und verfertigte davon eine schöne lateinische Uebersetzung, die sich im zweeten Bande seines Werks befindet. Dieses Tagebuch des staatsklugen Mannes enthält alles, was er bey diesem berühmten Kongresse litt und that, in bündiger Kürze; selbst seinen Charakter kann man errathen aus der Art und dem Tone, in dem er von sich selbst und den Schwierigkeiten redet, unter denen er an dem großen Friedenswerke, in Rücksicht auf sein Vaterland, arbeiten half. — Schade, daß die teutsche Urschrift noch ungedruckt und in fremden Händen ist! — —

Johann von Völkersamb, Erbherr auf Kalkunen, und Ursula von Budberg, eine Tochter Gotthards von Budberg, auf Baltensee und Garsen, waren Melchiors Aeltern. Er ward 1601 den funfzehnten Januar zu Kalkunen geboren, und genoß daselbst bis in sein sechszehntes Jahr den Privatunterricht einiger geschickten Lehrer. Mit dem sechszehn-

*) Acta Pacis Oliuienſis inedita, Tom. I. II. in 4. Vratislauiæ, 1763.

sechszehnten Jahre schickten seine frommen Aeltern ihn, Studierens halber, erst nach Wilna, dann weiter nach Braunsberg, und zuletzt nach Königsberg und Rostock. Nachdem er in diesen Städten über fünf Jahre sehr fleißig zugebracht hatte gieng er, mit Bewilligung seiner Aeltern, nach Holland, und hielt sich eine Zeitlang in Leiden auf. Hier erkohr ihn der Graf von Emden zum Hofmeister seines Sohnes, des nachherigen Fürsten von Ostfriesland; ein Beweis, daß Völkersamb um der Wissenschaften willen gereiset war, und in den Wissenschaften Ruhm und Ehre fand. — Nach einigen Jahren kam er von da in des Herzogs von Mecklenburg Dienste, erst als Kammerjunker, dann als Rath und zuletzt als Hofmarschall, in welcher Bedienung er von seinem Herrn in einigen wichtigen Verschickungen gebrauchet ward. Aus den mecklenburgischen gieng er in holsteinische Dienste, als geheimer Rath und Hofmarschall. Der Herzog Joachim Ernst hielt damals zu Ploen Hof, und Melchior lebte sechs volle Jahre an diesem Hofe, zufrieden und hochgeachtet. Während dieser Zeit ward er von dem Herzoge zweymal als Ge-

sandter nach Dänemark verschickt, und selbst an den römisch kaiserlichen Hof, für seinen Fürsten das Lehn zu empfangen: während dieser Zeit auch vermählte er sich (1631) zu Ploen mit Barbara von Molzahn. Aber das Jahr darauf verließ er, auf Veranlassung Herzog Jakobs, den holsteinschen Hof, und ward bey seiner Ankunft im Vaterlande zum fürstl. Rath und Hauptmann von Kandau bestellet. Auch ernannte ihn Jakob, während seiner Reisen, zum Oberaufseher über alle fürstliche Aemter. Um diese Zeit starb plötzlich seine Gemalin und hinterließ ihm einen Sohn, Friedrich Jakob, der als polnischer Major vor Thorn blieb, und zwo Töchter, Elisabeth Magdalena *) und Barbara Augusta. — Der Herzog, höchst zufrieden mit seiner Rechtschaffenheit und seinem Diensteifer, machte ihn im Jahre 1639 zum Oberhauptmann von Goldingen; und in diesem Jahre vermählte Fölkersamb sich zum zweytenmale, mit Katharina von Plettenberg, der Tochter Wolters von Plettenberg, auf Nerft, einer Wittwe des Wol-

*) Elisabeth Magdalena ward mit Philipp Schöpingen, auf Bornsmünde, vermählt.

Woiwoden Modziszlawsky, die ihn auch überlebte. In dieser Ehe zeugte er wieder einen Sohn, Johann Woltern, *) und zwo Töchter, Katharina und Ursula Anna.

Bis hieher war in seinem Vaterlande der Lauf seines Lebens der gewöhnliche. Redlich that er, was Amt und Pflicht gebot; sein Herr, der seinen Werth erkannte, setzte von Tag zu Tage größer Vertrauen in ihn; Kurland war, seit Jakobs glücklicher Regierung, wirklich zu einem gewissen Grade von Flor und Bedeutung fortgerückt, den es vordem noch nie erreicht hatte; des Herzogs unternehmender, vielthätiger und nach den damals allgemein herrschenden Grundsätzen gebildeter Handlungsgeist hatte durchs ganze Land eine so allgemeine Lebhaftigkeit, solchen Hang zu großen Planen und so viel Erwartung großer Vortheile rege gemacht, daß es ein Verbrechen gewesen wäre, damals die bald folgende gewaltsame Veränderung nur als möglich zu denken. Wirklich stand Jakob mit seinen mächtigen Nachbarn in eine sehr ehrenhaften Verbindung: so weit auch unter ihnen allen die

*) Er starb als fürstlicher Kammerjunker, 1670.

die Eifersucht gegen einander gediehen war, so war doch Er noch keinem von allen verdächtig, und sein Einfluß in die politischen Geschäffte des ganzen Nordens ward zusehends wichtiger.

Just in dieser hoffnungsvollen und doch bedenklichen Zeit (1651) übertrug Herzog Jakob dem ihm immer werthern Fölkersamb, nach dem Tode des Kanzlers Christoph Firks, die kurländische Kanzlerstelle, und dieß gerade zur rechten Stunde; denn eben nun stieg das gegenseitige Mißtrauen zwischen Polen und Schweden immer höher, und die Lage des Herzogs ward, zugleich mit, immer ungewisser und kritischer. Christina, die sich vorgenommen hatte, eines mächtigen Reiches Krone gegen ein ruhiges gelehrtes Privatleben zu vertauschen, und ihrem Nachfolger, Karl Gustav, den Besitz derselben königlich zu sichern bedacht war, that alles, den ihr immer furchtbarern König von Polen, Johann Kasimir, zu einem festen, ihrem Thronfolger vortheilhaften Frieden, obgleich noch kein Krieg war, zu bewegen. In dieser Absicht ward eine Tagefahrt zu Lübeck angesetzt, wo zwischen beyden Reichen ein ewiger Friede geschlossen

werden

werden sollte. Diese Tagefahrt kam auch endlich, nach vielen Bedenklichkeiten und Widersprüchen, die keinen gewünschten Erfolg hoffen ließen, zu Stande. Peter Chanut, der französische Gesandte am schwedischen Hofe, war von den erbetenen vermittelnden Mächten der einzige Bevollmächtigte, der daselbst erschien; die schwedischen Gesandten waren Johann Adler Salvius, Schering Rosenhan, Johann Wachtmeister und Lorenz Kanterstein: von Polen erschienen der Kastellan von Gnesen, Johann Leszinski; Gorn Goraiski, Kastellan von Chelm; der Starost von Lida, Alexander Rakuszewicz und Georg Vischer. Melchior von Fölkersamb, als kurländischer Kanzler, und der fürstliche Rath, Johann Wildemann, waren in dieser wichtigen Sache die Bevollmächtigten des Herzogs. Aber dieser Kongreß zerschlug sich nach wenigen Wochen, weil man über den ersten Besuch über Titulaturen und Vollmachten nicht einig werden konnte, oder wollte, und es ward eine neue Tagefahrt auf den zehnten April des folgenden Jahres festgesetzt.

Und diese zweyte Zusammenkunft ward auch

wirk-

lich, nach mancherley Aufhalt von beyden Seiten, am Ende des folgenden Jahres (1652) gehalten. Von polnischer Seite erschienen die vorjährigen Gesandten: die schwedischen Bevollmächtigten waren dießmal Schering Rosenhan, Erich Oxenstirna, Gabriel Gyllenanker und Lorenz Kanterstein. Fölkersamb ward wieder vom Herzoge Jakob dahingeschickt; später kamen Chanut und die Minister der Republik Venedig, der vereinigten Niederlande und des Kurfürsten von Brandenburg, als Mittler. Aber es gab neue Weitläuftigkeiten, und die Friedensunterhandlungen wurden, nach vielem unnützen Gezänk, im Februar des nachfolgenden Jahres gänzlich aufgehoben. Vor und nach diesen Unterhandlungen, bey denen Fölkersamb sich jedesmal als einen klugen und erfahrnen Staatsmann bewährte, und unter den versammelten Bothschaftern allen Vertrauen und Anhang gewann, ward er, in Angelegenheiten beyder Kronen, von seinem Herrn einigemal nach Polen und einmal nach Schweden und Moskau versandt. Jakob hatte sich in das Interesse der bis zum Bruche gegen einander eifersuchtigen nachbarlichen Mächte zu tief hin-

ein-

einziehen lassen; er wollte mit keiner von beyden es verderben und hielt beyder Partheyen zugleich; und dadurch ward er am Ende beyden verdächtig. Das ist der gewöhnliche Lauf des menschlichen Lebens; wenn der schwächere zwischen zwey mächtige in die Mitte tritt, ihren Hader zu schlichten, kömmt immer er am meisten ins Gedränge. —

Nun legte Christina auf dem deßhalb ausgeschriebnen Reichstage zu Upsal die Regierung im Ernste nieder, und Karl Gustav, ein Herr von unternehmendem Geist und großen kriegerischen Talenten, ward an ihrer statt zum Könige gekrönt. Kaum hatte dieser Besitz vom Throne genommen, als er sogleich mit ganzer Macht zum Kriege sich rüstete, mit seinen Heeren aus Schweden und Livland plötzlich aufbrach, und Polen von allen Seiten angriff. (1655.) In diesem Streite, den Schweden mit erstaunlichem Glücke begann und fortführte, gerieth Jakob und sein ganzes Land in große Drangsale. Der Herzog ergriff, als der Krieg ausbrach, aus sehr guten Gründen, die Partheylosigkeit, und that alles, sich darin, so lange, als möglich, zu behaupten, so lange, als möglich,

freye Hand zu behalten und den Ausgang des Streits geruhig abzuwarten. Karl Gustav aber that hinwiederum alles, ihn auf seine Seite zu ziehen; anfänglich durch Unterhandlungen, Einladungen und Zusagen, und zuletzt durch öffentliche Gewalt. Der König ward der Zögerung und der ihm allmählich verdächtigen Ausflüchte Jakobs überdrüßig; man beschuldigte den Herzog, er habe bisher, unter dem Scheine der Neutralität, der Krone Schweden mannichfaltig Abbruch gethan, er habe den Frieden, oder Stillestand mit Rußland in geheim zu hintertreiben getrachtet, Kurbrandenburg mit Schweden zu brechen überredet und insonderheit mit den Polen, zu Schwedens Nachtheile, manchen geheimen Plan entwerfen und ausführen helfen. Am Ende gab der König dem Gouverneur Helmfeld Befehl, nicht weiter nach des Herzogs Neutralität zu fragen und sich — aus Kurland nach eignem Willen mit Proviant zu versorgen. Zuletzt erhielt der Feldmarschall Douglas sogar den geheimen Auftrag, das ganze Land, die fürstlichen Schiffe und den Herzog selbst nebst seiner Familie in seine Gewalt zu bringen. Dieses Auftrags letz-

ten

ten Punkt führte der Feldmarschall (1658, den neunundzwanzigsten September) mit kühner Schnelligkeit aus; er nahm Mitau ein, erstieg, ohne Verlust eines Mannes, das fürstliche Schloß, nahm den Herzog sammt seinem ganzen Hause gefangen, und schickte ihn unter Bedeckung erst nach Riga, von dannen er nachher über Pernau und Narva nach Iwanogrod gebracht ward. Hier blieb er, bis zum oliviſchen Friedensschlusse, als ein Gefangener. Binnen dieser Zeit bemächtigten sich die Schweden fast aller festen Schlösser in Kurland, trieben Brandschatzungen ein, hoben Rekruten aus und legten es im Ernste darauf an, sich das ganze Land zu unterwerfen. Die Kurländer, von einigen brandenburgiſchen und litthauiſchen Truppen unterstützt, widersetzten sich anfänglich diesem siegreichen Feinde, mit Gewalt der Waffen *) und

*) Bey dieser Gelegenheit leistete der bekannte Partheygänger Johann Lübecker, oder vielmehr Lübeck, sonst auch der blinde Valentin genannt, weil er einäugig war, den Kurländern treffliche Dienste. S. Gadebusch livländische Jahrbücher, Th. 3. S. 585. Auch Kelch und Blomberg gedenken seiner rühmlich.

das Land ward hin und wieder verwüstet und entvölkert. König Karl Gustav beharrete fort bey dem Vorsatze, dieses Herzogthum als sein Eigenthum zu behaupten, und handelte sogar, bey den ersten Vergleichsvorschlägen, darüber mit Polen. Indeß wurden die kriegführenden Mächte des Streites müde, alles seufzte, nach so viel erlittnem Elende, nach dem Frieden, und man ward einig, im Kloster Oliva bey Danzig die Unterhandlungen zu eröffnen, deren Beendigung Karl Gustav jedoch nicht erlebte.

Zu diesen Unterhandlungen schickte der König von Frankreich, als der vornehmste Mittler, den Marquis de Lombres, *) einen gelehrten, staatskundigen und verschlagnen Mann, der dieses äusserst schwierige und für so viele Länder heilsame Geschäfft mit seltner Ueberlegung und Klugheit einlenken und ausführen half. Außer diesim waren zu Vollendung des großen Werks zugegen: Johann Leszco, Georg Lubomirsky, Nikolaus Prazmowski, Christoph Pac, Joh. Andreas Morsztyn, Georg Visniz,

*) Böhme schreibt verschiedentlich, bald de Lumbres, bald de Lombres.

Visnitz, Wladislaus Rey und Johann Gninski als polnische Gesandte, der Graf Kollowrat und Franz de Lisola, als Bevollmächtigte des römischen Kaisers, Johann von Hoverbecke, Lorenz von Somnitz und Albrecht von Oslaw, in des Kurfürsten von Brandenburg Namen, und von schwedischer Seite Magnus Gabriel de la Gardie, Benedikt Oxenstjrna, Christoph Karl Schlippenbach und Andreas Güldenklaw; alles Männer von tiefen Staatseinsichten und geprüfter Erfahrung. Außer diesen Hauptpersonen war noch ein dänischer Abgeordneter, von Pasberg, aus Holland aber Joh. Honert, und der Bevollmächtigte des Prinzen von Neuburg, Joh. Ernst von Rautenstein, zugegen.

Schon in den zu Thorn entworfnen Präliminarien hatten die Bevollmächtigten der Krone Polen ausdrücklich darauf bestanden, daß dem gefangnen Herzoge gestattet werden möchte, mit einem seiner Minister der bevorstehenden Friedenshandlung wegen in Konferenz zu treten und ihn zu Wahrnehmung seines Intresse bey diesem wichtigen Geschäffte Instruktion und Vollmacht zu ertheilen. Der

Her-

Herzog wählte seinen muthigen und treuen Kanzler und Oberrath von Fölkersamb, und schickte gleich mit dem Anfange des Jahres 1660 ihn als seinen Abgeordneten und Bevollmächtigten nach Danzig. Bey diesen Verhandlungen, die mit dem Januar angefangen und erst den dritten May desselben Jahrs beendiget wurden, hatte Fölkersamb, als kurländischer Gesandter, wirklich einen harten Stand. Sein Herzog war noch immer zu Iwanogrod in schwedischer Gefangenschaft, ein großer Theil Kurlands und zween der haltbarsten Schlösser waren in schwedischen Händen, die Abgeordneten dieses Reichs hatten Befehl, auf die Abtretung des Herzogthums an Schweden allen Ernstes zu dringen, und Polen war, wie Pufendorf berichtet, *) im Falle der Noth, schon gefaßt, ihrem Verlangen zu willfahren. Zudem waren einige der gegenwärtigen polnischen Magnaten dem Herzoge, seiner Neutralität wegen, noch immer ab-

günstig

*) Er sagt, es habe geheißen: Curlandiam esse Livoniæ partem, quam Sueciæ cedere jam polonicis Legatis in mandatis fuerit datum. Saltem dominium directum in Sueciam transferendum &c. p. 583. de Rebus Caroli Gustavi.

günstig; die kurländischen Angelegenheiten konnten als keine von den Hauptsachen, weswegen man zusammengekommen war, betrachtet werden, und Völkersamb mußte seinen ganzen Muth und seine ganze Klugheit aufbieten, um sein Recht, in dieser großen Versammlung für seinen Herrn und sein Vaterland mitsprechen zu dürfen, männiglich zu behaupten. Dazu kam noch, daß Ewald von Sacken, der von dem piltenschen Kreise, das Interesse desselben bey dem Friedensgeschäffte wahrzunehmen, nach Danzig abgefertiget war, ihm manche böse Stunde machte. — — Aber er drang durch, durch seinen unermüdeten Eifer, durch seine kaltblütige Beharrlichkeit, durch kluge Nachgiebigkeit und Wohlredenheit, und erlangte, was kaum zu hoffen war; er erhielt seinem Herzoge sein Fürstenthum und vereitelte manchen geheimen Entwurf der übermächtigen Nachbarn, dessen Gerechtsame zu schmälern.

Wie viel ihm dieß alles gekostet, was Er dabey gethan, gewagt, ertragen und am Ende doch bewirkt hat, daß will ich aus seinem darüber geführten Tagebuche, das freylich nun in der zierlichen

chen lateinischen Uebersetzung *) das nicht mehr seyn mag, was es in der Ursprache war, ihm nachzuerzählen versuchen.

Sobald er in Danzig angekommen war, besuchte er vor allen andern den französischen Gesandten, und empfahl ihm seinen Herzog und sein Vaterland aufs dringendste. Der Marquis erwiederte: das sey auch der Wille seines Königes und des Kardinals Mazarin und entließ ihn sehr höflich, doch mit dem übelbedeutendem Zusatze, daß es schwer halten werde, die Schweden von ihren Foderungen abzubringen. Tages darauf erhielt er Audienz beym Könige; sein erstes und dringendstes Anliegen war wieder die Befreyung seines Herzogs und die Erhaltung der Gerechtsame seines Vaterlandes. Der König versprach ihm in den gnädigsten Ausdrücken die Erfüllung seiner Bitte, und verwies ihn an den Bischof von Posen, an den Krongroßkanzler und Krongroßmarschall, als aufrich-

*) Es stehet im zweeten Bande der Acta Pacis Oliu. unter dem Titel: Melchioris Felkersamii Diarium Dantiscanum de Rebus Curonicis in Pacificatione Oliuensi, p. 539-572.

richtige Freunde des Herzogs. — Nach einigen Tagen besuchte der französische Gesandschaftssekretär Akakia ihn, und gab ihm unter andern zu verstehen, daß er viel gewagt habe, ohne vorher erhaltenes sicheres Geleit zu erscheinen. Fölkersamb antwortete: Nun ich einmal hier bin, brauche ich keines. Akakia erzählte ferner: Schlippenbach habe seine unvermuthete Ankunft kaum glauben wollen, de la Gardie aber habe gesagt: Brav! er wird, wenn er für seinen Herrn handeln will, den Frieden weder hindern noch misrathen. — Bey jedem Besuche, den er den fremden Gesandten insgesammt machte, war immer die Befreyung seines Fürsten seine erste und einzige Bitte. Von dem kaiserlichen, de Lisola, erfuhr er, die Schweden bestünden darauf, Kurland, als einen Theil Livlands, zu behalten; doch sollte von dem Gelde, das Polen für die Wiedererlangung Preußens bezahlen müßte, der Herzog zur Entschädigung hunderttausend Thaler erhalten, wofür er in Hinterpommern sich Güter ankaufen könnte. Mit dieser beunruhigenden Nachricht gieng er von einem zu dem andern, und that alles, den fürchterlichen

Plan

Plan zu hintertreiben. Von allen erhielt er beruhigende Versprechungen, und endlich kam es auch wirklich dahin, daß selbst in Gegenwart des Königs unter den versammleten Gesandten die Befreyung des Herzogs ernstlich betrieben ward. Aber die Schweden bestanden darauf, erst nach geschloßnem Frieden darüber zu handeln. Nach vielem Widersprechen und Reden und Verkehren gedieh es, durch Fölkersambs unverdrossene Betriebsamkeit, endlich so weit, daß die Schweden von dem Besitze Kurlands abstanden und dafür einen kleinen Strich von Litthauen (bis zur Eißschanze) den sie bisher besessen hatten, verlangten. Darein wollten aber die Polen durchaus nicht willigen. — Als nachher im März die Sitzungen im Kloster Oliva ununterbrochen gehalten wurden, war Fölkersamb, von den Polen ausdrücklich dahin beschieden, fast immer zugegen, besonders wenn über Sachen, die seinen Fürsten und sein Vaterland betrafen, gesprochen werden sollte. Endlich ward, den vierundzwanzigsten März, auf sein unabläßiges Dringen, abgemacht, der Herzog solle binnen sechs Wochen nach Riga gebracht, und acht Tage nach Unterzeichnung

des

des Friedens in sein Herzogthum wieder eingeführt werden. Den folgenden Tag gerieth Fölkersamb über eine gewisse Stelle in den von den Polen entworfnen Friedenspunkten mit dem französischen Gesandten in einen harten Wortwechsel. *) Der Franzose wollte sie durchaus nicht gelten lassen, und die Polen beharreten darauf, und beriefen sich auf Fölkersamb, der vorher darüber mit ihnen weitläuftig gesprochen hatte. — De Lombres fragte den kurländischen Kanzler zornig: wie er, da er eigentlich kein Gesandter sey, hier habe Sitz nehmen können? Die Polen nahmen sich seiner an, und vertheidigten sein Recht als Gesandter, vornehmlich aus dem Grunde, der Herzog stehe unter polnischem Schutze und sein Minister sey jetzt in dem ihrigen. De Lombres erwiederte: Wenn der Herzog ein Vasall eures Königes ist, so hat sein Gesand-

*) Es ist die Periode: Obligationes & quævis recognitiones a Duce, uel incolis extortæ a Suecis, de toto cassentur — dawider hatte noch Niemand nichts — aber als es weiter kam: ut & decreta, per Suecos hoc bello inter incolas Curlandiæ & Rigenses lata, da war Widerspruch und Lärm ohne Ende. Das Diarium sagt: Heu quantus animorum motus, quanta tempestas subito exorta!

sandter um desto weniger ein Recht, an der Seite der königlichen Bevollmächtigten zu sitzen. Darüber wurden die Polen äußerst aufgebracht und versetzten: Er, der Mittler, sey keinesweges befugt, ihnen vorzuschreiben, wie viel sie dem Herzoge, oder seinem Gesandten, einräumen sollten, oder nicht. Endlich stand Fölkersamb auf und sagte:*) "Ich hätte nicht geglaubt, daß Ewr. Excellenz meine Gegenwart so sehr mißfallen könne. Und wär ich auch hier, blos als Privatmann, so wäre das nichts neues und unschickliches; ich bin kein Franzose, kein Engländer, Spanier und Italiener, sondern ein Bürger eines freyen Staates, und darf wohl wissen, was hier zum Wohle meines Vaterlandes verhandelt wird. Aber ich bin hier, als eine öffentliche Person, berufen von meinem Könige und seinen Bevollmächtigten, daß ich die Geschäff-

*) Es wird erzählt, der Franzose habe gesagt: Quando loquitur Gallus, taceat Semigallus. Fölkersamb gedenkt dieses Bonmots selbst nicht; aber es kann etwas daran seyn, weil er in seiner Antwort mit vieler Hitze spricht: Non sum Gallus, non Hispanus, neque Italus aut Anglus, sed Coronæ filius & ciuis Reipublicæ.

Geschäffte meines unschuldigen und unglücklichen Herrn bey dieser Friedensunterhandlung wahrnehme. Ew. Excellenz behaupten, ich, als der Gesandte eines Prinzen, der ein Vasall der Krone Polen ist, habe kein Recht, den königlichen Bevollmächtigten zur Seite zu sitzen. Es ist aber ein großer Unterschied zwischen Vasall und Vasall. Mein Herr erkennt sich gern und zu seiner Ehre für einen Vasallen eines so großen Königes und Reiches; aber er ist ein Vasall durch Vertrag. *) — Daher hab ich ein Recht, hier an der Seite der königlichen Minister zu sitzen. Weder ich, noch vielweniger mein Herr verdient von Ew. Excellenz heruntergesetzt und beleidiget zu werden. Indeß wissen Ew. Excellenz, daß ich dieses Vorfalls lange wohl eingedenk seyn werde; und Sie werden mirs nicht verdenken, wenn ich zu seiner Zeit und an seinem Orte mich laut darüber beschwere." — De Lombres entschuldigte sich, und die Sitzung ward aufgehoben. — Zuletzt kam auch die Grenzberichtigung zwischen Kurland und Livland vor, und die Schweden behielten fast alles, was sie bis itzt innhatten.

*) Ex pacto.

ten. Fölkersamb arbeitete genug dagegen bey den polnischen Bevollmächtigten; aber, sagt er, sie wollten so — und ihr Wille war Gebot. Endlich, nachdem Fölkersamb noch vergeblich auf die Räumung der Schlösser Mitau und Bauske gedrungen, und über noch manches wacker gehalten und manches klüglich abgelenkt hatte, ward der Friede den dritten May feyerlich geschlossen, und er kehrte, mitten unter den deßhalb angestellten Feyerlichkeiten, mit der fröhlichen Bothschaft eilig in sein Vaterland zurück.

Bald nach geschlossenem Frieden wurde, was auf selbigem Kurlands und seines Herzogs wegen abgemacht worden war, alles, eines nach dem andern, in Erfüllung gebracht. Dem Herzoge ward durch den narvischen Gouverneur Helmfeld den sechsten May seine Befreyung angekündiget, und er trat die Rückreise in sein Vaterland wirklich den dritten Junius, unter Ablösung der Kanonen sowohl aus Iwanogrod, als Narva, und von einem großen Gefolge begleitet, an. Den fünfundzwanzigsten Junius Abends hielt er seinen feyerlichen Einzug in

Riga

Rigä, allwo er bis zum siebenten Julius verblieb, an welchem Tage er nach Kurland aufbrach und an der Grenze von den Oberräthen, dem Landhofmeister von der Recke und Landmarschall von Rummel, aufs freudigste bewillkommet ward, und zu Klivenhof Nachtlager hielt. Von da gieng er, Mitau vorbey, den folgenden Tag nach Bershof, wo der Kanzler Fölkersamb, die kurländischen Hauptleute, viele von Adel, und der kurl. Obrist Lübeck mit vier Standarten, ihn erwarteten. Fölkersamb empfieng ihn mit einer rührenden Rede, die Jedermann bis zu Thränen bewegte. Von Bershof nahm der Herzog mit seinem ganzen Gefolge seinen Weg über Doblen und Schrunden nach Grobin, wo er den sechzehnten Jul. eintraf, und so lange Hof hielt, bis das Schloß Mitau, das die Polen noch besetzt hatten, geräumt und völlig wieder hergestellt war. Auch das Schloß Bauske übergaben die Schweden gleich nach des Herzogs Abreise von Iwanogrod den Polen, die es folgends nach Erlegung einer Summe von zehntausend Fl. dem Herzoge räumten.

Nun fieng Kurland an, sich wieder zusehends

zu

zu erholen; mit dem so lang ersehnten Frieden genoß es nun auch den Segen einiger fruchtbaren Jahre, und Völkersamb, der seinen Fürsten zur Erhaltung und Aufnahme des halb verwüsteten Landes mit Rath und That täglich zur Hand war, genoß nun die Gnade des Herzogs und die Liebe und Hochachtung seiner patriotischen, ihn von ganzen Herzen ehrenden Landsleute noch einige Jahre in vollem Maaße.

Aber mitten im Laufe dieser seiner letzten und gesegnetsten Lebenstage übereilte der Tod ihn. Er ward den vierten September 1665 plötzlich von einem harten Fieber befallen, das aller angewandten Mittel ungeachtet, schon am siebenundzwanzigsten desselben Monats seinem nützlichen und ruhmwürdigen Leben ein Ende machte. Er starb mit christlicher Gelassenheit und freudigem Muthe, von Fürst und Land und allen Redlichen beweint, und ward in der Dreyfaltigkeitskirche zu Mitau mit großer Feyerlichkeit beygesetzt.

Möchte der Ruhm seiner Tugenden und seines großen Herzens, seiner Rechtschaffenheit, seiner uner-

unermüdeten Thätigkeit und Vaterlandsliebe, möchte das Andenken seiner dem Vaterlande geleisteten vielen Dienste, zur Ermunterung der dankbaren Nachkommen, unter uns noch lange leben und wirken! —

Zum Vortheile der weiblichen Herrschaft.

Ich bin dem Manne nicht abgeneigt, der es sich zuerst einfallen ließ, zu behaupten, das Frauenzimmer habe das Recht der Herrschaft über die Mannspersonen.

Wer diese Wahrheit nicht laut gesagt hat, hat sie wenigstens stillschweigend gefühlt; oder, ohne es selbst zu wissen, im gemeinen Leben bestätigt.

Unsere Abhängigkeit von demjenigen Geschlechte, welches wir vorzugsweise das schöne nennen, ist um desto stärker, je weniger wir dieselbe wahrnehmen: und je weniger wir die Zwangmittel grausam finden, die das Band unserer Unterwürfigkeit unauflöslich machen, je fester sind wir mit demselben umknüpft. Wir glauben zu regieren, wenn wir gehorchen; wir glauben unserm Willen zu folgen, wenn wir uns leiten lassen.

Als der Urheber der Welt zum Weibe sprach: du bist schwach, sey deßwegen dem Manne unterthan; so gab er auch zu gleicher Zeit eben diesem Weibe so viel Reiz, so viel Feinheit des Geistes, so

viel

viel Gewalt über das männliche Herz, daß es scheint, er habe gewollt, der ganze Vorzug des stärkern Theiles sey, dem schwächern freywillig gehorchen. Die Herrschaft der Männer ist physisch; die Herrschaft der Frauen moralisch. Jene herrschen durch die Stärke, diese durch Vorzüge beßrer Natur. Sie mögen regieren, sie mögen Gesetze geben! Das Wohlwollen gegen uns wird diese Gesetze einflößen, der Mund der Schönheit wird sie uns bekannt und die Liebe sie auszuüben leicht machen. Sie mögen regieren, die guten Damen, wenn sie nur erkennen wollen, daß derjenige Theil, dem die Natur die Zügel in die Hand gegeben hat, als der wichtigere, die wichtigsten Pflichten zu üben bestimmt war, und daß sie ihn auswählte, das wirksamste sichtbare Beyspiel der öffentlichen und Privattugend, und die schicklichste Belohnung derselben zu seyn. Sie mögen ihren Vorzug fühlen und eben deswegen empfinden lernen, daß es der Würde der weiblichen Hoheit und des herrschenden Geschlechts unanständig ist, seine Zeit leichtsinnigen Tändeleyen aufzuopfern, oder jenem Strome eines schimmernden Nichts unaufhaltsam zu folgen

und an leichtsinnigen Eitelkeiten zu hangen, die der gehirnlose große Haufe übliche Sitte nennt und die nicht selten zur Verschwendung, zur falschen Kunst zu gefallen und zu lächerlichen und verachtungswerthen Gewohnheiten hinreißen, welche das Herz verderben, den Charakter beflecken und die Glieder des Staats der Ehrfurcht gegen ihre Mutter entbinden. — Unumstößlich wahr ist es, die einzige erhabenste Bestimmung des Frauenzimmers, diejenige, die allein ihre eigne und der Gesellschaft Glückseligkeit am besten befördert, ist, tugendhafte Mädchen, getreue, liebenswürdige Gattinnen und achtungsvolle und gute Mütter zu werden! Unumstößlich wahr ist es, daß, wo man diese große Bestimmung zu verkennen gewohnt wird, der mächtige Einfluß des weiblichen auf das männliche Geschlecht gefährlich und zweckwidrig wird. — Machet die Weiber tugendhaft, um die Männer weiser und besser zu machen; sagte, ich weis nicht, welcher Philosoph unsres Jahrhunderts; und die Forscher der menschlichen Herzen haben ihm nicht widersprochen. Hatten die edelmüthigen Römer jenen Gesetzen wenig zu danken, deren Ausübung,

in den schönsten Zeiten der Republik dieser Bezwinger der Welt, ihre Mitbürgerinnen in der strengen Beobachtung unbescholtener Sitten erhielt? Schwinden nicht aus ihrer bewundrungswerthen Geschichte die kühnen Thaten, die glänzenden Begebenheiten, in dem Maaße, als die Beyspiele seltener werden, durch welche jene starken weiblichen Seelen, wie die meisten Republikanerinnen der Vorwelt, sich auf den Gipfel des Ruhmes erhoben, durch den sie Bewundrung erwecken werden, so lange ein Schatten von Tugend noch unter den Menschen seyn wird? Und sehen wir nicht eben dieß Volk von Königen zu der verächtlichsten Stufe des Unsinns herabsinken, so bald die römischen Damen ein Raub ungezähmter Begierden wurden, ihrer Tugenden im Schooße müßiger Ueppigkeiten vergaßen, von der Treulosigkeit und dem Meineide ihren Gatten die ersten Beyspiele gaben und durch die Verschwendung sie mit der Liebe zum Golde und der Ungerechtigkeit in den Unterdrückungen und allen verdammlichen Mitteln, ihn zu befriedigen, bekannter machten? Waren unter den Samniten der großen Männer nur wenige, so lange unter denselben

selben die liebenswürdigsten Mädchen ihre Hand nur als eine Belohnung der Tugend ertheilten, nur derjenige Jüngling sie zu erhalten gewiß war, dem die Register der edlen Handlungen, welche unter der Aufsicht der Republik aufgezeichnet wurden, das größte Lob ertheilten?

Ich wende mich hier an meine geliebten Landsmänninnen, die wegen ihrer unbescholtenen Sitten und andern Vollkommenheiten ihres Geschlechts bisher so rühmlich bekannt waren, und der öffentlichen Achtung genießen, und daher nicht weniger würdig sind, jenen edlen Stolz zu fühlen, durch den sich die Damen der alten Welt über den Tand gefälliger Kleinigkeiten zu dem wichtigern Berufe erhoben, nützliche Glieder der bürgerlichen Gesellschaft zu seyn; ich wage es, sie zu dem süßen Vergnügen einzuladen, welches ihnen die Früchte eines ähnlichen Heroismus gewähren werden, der ihrem Nationalcharakter, wie ich mir schmeichle, nicht unangemessen ist, und ihnen allein das Leere derjenigen Zeitverschwendungen zeigen kann, denen sich das Frauenzimmer aus Gefälligkeit gegen die Gewohnheit, oder gegen den Beyfall verdorbner

und

und gedankenleerer Männer ergiebt, und wodurch es denjenigen Beyfall unsres Geschlechts verliert, auf den es allein stolz seyn kann, weil er keinem Kinderspiele, sondern dem nützlichen Verdienste ertheilt wird. — Nicht als wär es vernünftig, zu wünschen, daß sich die Damen blos männlicher Tugenden befleißen möchten; nein, jedes Geschlecht hat seine eigenthümlichen Eigenschaften die nicht verwechselt werden dürfen, ohne den Charakter des ganzen Geschlechts zu verderben — wir haben der Amazonen gnug, die sich einer erzwungnen Strenge befleißigen, sich einer übelangewandten Herzhaftigkeit rühmen und die ritterlichen Uebungen auf eine Art handhaben, die mit der weiblichen Sittsamkeit am wenigsten bestehen kann und der weiblichen Anmuth nachtheilig ist; die die schwersten Terminologien der Hippologie bis auf dem Buchstaben kennen, und einer Akademie der Jagdbeflissenen vorsitzen könnten, ohne sich eines einzigen derjenigen sanftern Vorzüge rühmen zu dürfen, die ein weibliches Herz schätzbar und anziehend machen.

Die äußeren Annehmlichkeiten sind nur um so viel reizender und einnehmender, als sie von inne-

ren Vortreflichkeiten begleitet werden, und diese erhalten gleichfalls nicht wenig Gewicht durch jene. Das richtige Gefühl des Schönen und Nützlichen, oder der gute Geschmack ist einem wohlgebildeten Frauenzimmer unentbehrlich; er allein lehrt die wahre Kunst zu gefallen, welche mit der Liebe zum Aufwande, dem ängstlichen Hange zur Mode und dem Luxus nicht zu verwechseln ist. Der Geschmack ist ein Bedürfniß des Verstandes; der Aufwand ein falscher Gebrauch des Reichthums. Der feine Geschmack befördert die angenehmern, nützlichen Künste, eröffnet das Herz den sittlichen Gefühlen und indem er uns die besseren Freuden des Lebens lehrt, macht er uns die lasterhaften Freuden verhaßt; er nützt selbst denen, die durch ihn beschäfftiget werden, lehrt allem, was uns umgiebt, das Ansehen der Gefälligkeit ertheilen, und selbst mit wenig Kosten die Pracht verdunkeln; was er in wichtigen Sachen wirkt, nützt auf alle Geschlechter und Zeitalter; er giebt den unwichtigsten Dingen vorzüglichen Werth und lehrt uns, daß nicht der Stoff sondern die Kunst, ihn anzuwenden, und sein schicklichster Gebrauch schätzbar und nützlich

sey.

sey. Was ist der Luxus mit allen Zaubereyen der Mode und seinen tausendfach wechselnden Gestalten gegen dieses Kind des Genies, was anders, als die beständige Lüge des Ueberflusses, sein Schimmer, den unglücklicher weise oft auch die Armuth leiht, ein leerer Prunk, den unsre Eitelkeit außer uns selbst sucht, als wenn wir in uns kein besseres Mittel des Vorzuges, kein ächteres Unterscheidungszeichen finden könnten?

Wenn uns blendender Wahn nicht bethört, werden wir nur insofern dem Strome folgen, als es mit der Pflicht gegen uns, gegen andre und das Vaterland bestehen kann; wir werden Kleinigkeiten leicht, wichtige Dinge ernsthaft behandeln; wir werden in jenen dem Geschmack andrer nachgeben, um in diesem dem unsrigen Ehre zu machen. Die Ausbreitung dieser nützlichen Lebensregel empfehle ich dem weiblichen Departement, wie das vorausgesetzte; und führe hier nur noch eine Stelle aus dem berühmten Bürger von Genf an, der meine Leserinnen für die Nachläßigkeiten dieser flüchtig aufgezeichneten Gedanken vielleicht schadlos halten kann; — sie erschöpft alles, was man

über

über die hier behandelte Materie schönes sagen kann: ich darf hier keine Lobrede halten, die Meisterzüge der Hand eines Rousseau sind zu bekannt; diese Hand hat überall das Merkzeichen des Genies eingeprägt, wo sie sich geschäfftig gezeigt hat. Gegenwärtige Uebersetzung ist weit unter dem Original; ich habe Worte aufgeopfert, den Sinn zu erhalten, ich habe umschrieben, deutlicher zu seyn und dem Ausdrucke die Stärke der Urschrift so viel möglich zu geben. Die angeführte Stelle ist aus der Dedikation an den Rath von Genf die er seinen Briefen vom Berge vorausgeschickt hat. Meine Achtung für das schöne Geschlecht hat mir lieber diese anführen lassen, als alles, was ich sonst zum Zeitvertreibe desselben hätte beytragen können; sie ist der schalen Liebeshändel, die man sonst den Damen widmet, und den Regeln der Kunstgriffe der Toilette wohl werth, die die Fehler der Natur maskiren, ohne sie zu verbessern. Johann Jakob Rousseau redet seine Mitbürgerinnen daselbst also an:

"Könnte ich wohl diejenige schätzbare Hälfte der Republik vergessen, die die andre glücklich mache,

und

und deren Sanftmuth, deren Sittsamkeit daselbst den Frieden und die guten Sitten erhält? Liebenswürdige tugendhafte Mitbürgerinnen, das Vorrecht eures Geschlechts wird jederzeit seyn, uns zu beherrschen. Glücklich! wenn eure Macht, keuschheitsvoll, blos in der ehelichen Verbindung ausgeübt, sich nur zur Ehre des Staats und der öffentlichen Glückseligkeit fühlen läßt. So regierten die Spartanerinnen, so verdienet ihr in Genf zu regieren. Welcher rauhe Mann vermochte der Stimme der Rechtschaffenheit und Vernunft in dem Munde einer zärtlichen Gattinn zu widerstehen, und wer verachtet nicht einen eitlen Aufwand, wenn er euch in eurem einfachen Putze erblikt, welcher durch den Glanz, den ihr ihm mittheilt, der vortheilhafteste Schmuck der Schönheit zu seyn scheinet. Euer ist die Pflicht, durch euren schuldlosen gefälligen Einfluß und den einnehmenden Geist eures Geschlechts im Staate die Liebe zu den Gesetzen, und Eintracht unter den Bürgern zu erhalten, zwistige Familien durch glückliche Heurathen wieder zu vereinigen, und was mehr als alles ist, durch die überredende Süßigkeit eurer Lehren und die ungesuchte Anmuth

eurer

eurer gesellschaftlichen Unterhaltungen, unsre jungen Leute von den Fehlgewohnheiten zu heilen, die sie in fremden Ländern anzunehmen gewohnt sind, aus welchen sie statt so viel nützlicher Dinge, die einst ihnen Vortheil gewährten, außer einer kindischen Art im Betragen, und den lächerlichen Kunstgriffen zu gefallen, nichts mitbringen, als die Bewunderung, ich weiß nicht, welcher eingebildeten Glückgüter, jener nichtswürdigen Entschädigungen der Knechtschaft, die der erlauchten *) Freyheit nie gleichzuschätzen seyn werden. Seyd denn auf immer, was ihr itzt seyd, (fährt Rousseau gegen seine Mitbürgerinnen fort) die keuschen Vertheidigerinnen der Sitten, die liebreichen Bande des Friedens, und fahret fort, die Rechte der Natur und des Herzens zum Vortheile der Pflicht und der Tugend geltend zu machen.

Ich schmeichle mir, durch den Ausgang meinen Erwartungen nicht widersprochen zu sehn, weil ich auf solche Bürgen die Hoffnung des gemeinsamen Wohls meiner Mitbürger und der Republik stütze. Dennoch gesteh ich, daß mit allen diesen Vorzügen sie niemals mit jenem Glanze schimmern wird, der die

*) anguste.

die Augen des größeren Haufens verblendet, dessen kleiner und nachtheiliger Geschmack der gefährlichste Feind der Freyheit und öffentlichen Wohlfahrt ist. Immerhin gehe eine zügellose Jugend, anderswo leicht erhaltne Vergnügungen und lange Reue zu suchen. Die angeblichen Männer von Geschmacke mögen an andren Orten die Größe der Paläste, die Schönheit der Equipagen, die Pracht des Wohnungsgeräthes bewundern; die prunkvolle Würde der Schauspiele und alle erkünstelten Reize der Weichlichkeit und des Wohllebens mögen sie daselbst fesseln: bey uns wird man nur Menschen finden; auch ein solcher Anblick hat seinen geprüften Werth, und die, die ihn aufsuchen, möchten wohl den Bewundrern jener Dinge nicht nachzusezzen seyn."

Spranzis.*)

Jubſu Sprantſcha dwehſelite,
Brahli ſkumjâs peld.
Irr jums, brahli, aſſaras, lai wiņņas
Preekſch man pill.
Raudajt! mannas deenas welkahs,
Un es ſkaitu tahs
Skummigs ne pehz gaddem, katru brihdi
Noſkaitu.
Kaut jel manna wahrga dſihwe
Dwaſchoht aiſſkreetu,
Tad es teikdams Dewejam pateiktu,
Kà ta ſkreen.
Jr to akku mannâs azzis
Liktens aiſſlehdſis,
Kà ne kahda aſſarinna waidahm
Peejauzahs.

Aſſa-

*) Da des zu früh verſtorbenen Profeſſor Hartmans Elegie Sophron, wegen ihres gefühlvollen Inhalts, allgemeinen Beyfall im Vaterlande erhalten hat, ſo iſt dieſelbe für die Liebhaber der lettiſchen Poeſie ins lettiſche überſetzt worden, um zu zeigen, wie weit man es in dieſer noch ziemlich rohen Sprache bringen kann. In einer kurländiſchen Monatsſchrift kann ſie zur Abwechſelung wohl ein Plätzchen einnehmen.

Aſſaras irr ſpirgtums. Pahrtaiſ
Man par aſſaru,
Deews, tad laimigs es kà aſſarinna
Jeſſiktu.
Un tas awots mannu ſkumju
Irr eekſch mannim ween,
Es to ſlehpſchu, ſewim paſcham ſlehpſchu,
Ja warr buht.
Es kà ſtihga eſmu, webſmin,
Ne usdwaſcho to,
Tſchikodama winna mubſcham jauki
Ne ſkandehs.
Zitkahrt pohgaja ſchi kohkle
Daſchas dſeeſminas,
Kad pee Lihgawinas kruhtim mannigs
Gulleju,
Un zaur winnas kluſſu ſmaidu,
Ko es prattu ween,
Kà ar jaunu gaiſmu augſtas dohmas
Uſnehmu.
Nahz, mans preezinſch, meedſin, ſchuhpo
Man eekſch ſkummibas,
Buhs man rihtà mohſtees, lai tas irraid
Debbes-rihts.

Anfra,

Anfrage:

Man hat zu verschiednen Zeiten und an verschiednen Orten in Kurland eine ganz unbekannte Art alter metallener Waffen, Ketten, Ringe, Kugeln und andrer Geräthe gefunden und ausgegraben; nun ist die Frage, wie sind alle diese Geräthschaften hieher gekommen; haben die ältesten Einwohner des Landes sie selbst verfertiget, oder haben sie solche von ihren Nachbarn, oder vielmehr von durchziehenden Völkern erhalten? wie und wozu wurden sie von ihnen gebraucht und von welcher Art ist das Metall, aus dem sie verfertiget sind? Noch mehr, an welchen Orten hat man sie gefunden, in Gräbern, oder auf alten Opferstellen, oder in den Burgen der christlichen Eroberer des Landes? — So gering diese antiqvarische Aufgabe scheinen möchte, so wichtig ist sie doch für den Geschichtforscher. Sie kann, wenn sie gründlich untersucht und befriedigend beantwortet werden sollte, in der alten Geschichte des Landes manches aufklären.

Inhalt des ersten Quartals der Mitauischen Monatsschrift:

Januar.

Seite.

Plan und Absicht dieses Journals. 3

Bemerkungen über die verschiedenen Luftarten, insbesondere über die brennbare Luft, bey Gelegenheit des Montgolfierschen Luftballs. 11

Salomon Henning. 47

Von den aerostatischen Ballons, oder Luftballen, und der vortheilhaftesten Figur, welche man diesen neuerfundenen Maschinen geben kann, um mit den wenigsten Kosten die größte mögliche Kraft hervorzubringen. 70

Erörterung eines Urtheils über Linguet, bey Gelegenheit des in Frankreich kürzlich erschienenen Werks Ueber die Verhaftsbriefe, (*Lettres de Cachet*) im teutschen Museum, May, 1783.

Februar.

Februar.

Seite.

Noch eines Dritten Wort über Montgolfiers Luftschifferey. 99

Ueber Feyerlichkeiten und Feste. 117

Etwas über die politische Eintheilung Kurlands in Kirchspiele. 142

Vom elastischen Harze. 149

Joachim Transehe von Roseneck. 159

Ein Mittel, erfrorne und für todt gehaltene Menschen wieder zum Leben zurückzubringen. 170

Zusatz zu dem im vorigen Stücke befindlichen Aufsatze von den aerostatischen Ballons oder Luftbällen, zu §. 5. 186

Aus einem Briefe aus Dresden. 189

März.

Ist es nothwendig und rathsam, alle fremde Wörter aus unserer Sprache zu verbannen? 195

Olint und Sophronia. Ein Singspiel in drey Akten. 214

Melchior von Fölkersamb. 245

Zum Vortheile der weiblichen Herrschaft. 272

Spranzis. 284

Anfrage. 286